

GERHARDSFORUM

Mitteilungsblatt des Gerhardsforums Banater Schwaben e.V.

Dezember 2011 (Heft 5)



Partnerschaft mit Maria Radna: Festgottesdienst in der Wallfahrtskirche Maria Ramersdorf, München

60 Jahre seit der Bărăgandeportation + Gedenkansprache am Vertriebenen-
denkmal + Gedenkgottesdienst in der Kirche St. Bernhard + Im Staub der Geschich-
te + + + **Maria Radna** + Wallfahrt der Banater Schwaben + Ein bisschen Radna in
München + + + **Schwester Hildegardis Wulff** + »Sie verstand es, weite Kreise
zu ziehen« + Dornenweg + Glaube und Volkstum + + +
Personalia + Seelsorgerische Betreuung der Deutschen aus
Südosteuropa + Über ein Leben für Gott in bewegten Zeiten + +
+ **Kultur** + Was zählt, ist die Freude an der Musik + Der gesun-
gene Glaube: das Kirchenlied + Ein vergessenes Pestkreuz in
Neuarad + Der singende Arzt + + + **Aus dem Banat** + Renova-
bis engagiert sich weiter in Rumänien + Innerstädtische Pfarr-
kirche Temeswar + 225 Jahre Bakowa + Über die Kirche in Maria-
Fels + Nachrichten aus der Heimatdiözese + + + **Glaube** +
Feierliche Maiandacht + Wallfahrt + Sechzig-Jahr-Feier + + +





Festmesse in Maria Ramersdorf: Msgr. Andreas Straub segnet das Gnadenbild



Pfarrer Harald Wechselberger zelebriert den Festgottesdienst



Für Maria Ramersdorf: die Kopie des Gnadenbildes von Maria Radna



Ein Ständchen der Original Banater Dorfmusikanten für Monsignore Andreas Straub zu seinem 75. Geburtstag



← ***Pfarrer Wechselberger erteilt den Segen mit der Kreuzreliquie. Beitrag zum Festgottesdienst auf Seite 26***



Gottesdienst in der Kapelle des Seniorenheims in Ingolstadt. Das Interview mit Msgr. Andreas Straub auf Seite 46

Grußwort des Vorsitzenden

Liebe Mitglieder des Gerhardsforums,
Liebe Leserinnen und Leser,

von der kirchlichen Tagung über Maria Radna in Nürnberg, über die Gedenkfeiern anlässlich des Jahrestags der Baragan-Deportation in Karlsruhe, festliche Maiandachten, Wallfahrten im Banat und in Deutschland, Gottesdiensten, Konferenzen und Kirchenkonzerten, dies alles war in diesem Jahr zu erleben. Dass all diese Veranstaltungen gut besucht waren ist ein Beweis dafür, dass die Arbeit unseres Vorstands und der Mitarbeiter bei unseren Banater Landsleuten gut angenommen wird.

Einer der Höhepunkte dieses Jahres war wohl die Initiative des Gerhardsforums zur Gründung einer lebendigen Patnerschaft zwischen den beiden Wallfahrtskirchen Maria Radna im Banat und Maria Ramersdorf in München. Eine gelungene Kopie unseres Gnadenbildes von Maria Radna hat nun die Ramersdorfer Wallfahrtskirche erhalten und 2012 erfolgt der Gegenbesuch in Maria Radna.

In diesem Jahr wurde auch unser Heimatpriester Msgr. Andreas Straub nach 20-jähriger unermüdlicher Tätigkeit als Visitator der Donauschwaben mit der Erreichung seines 75. Geburtstages in den wohlverdienten „Unruhezustand“ verabschiedet und Pfr. Egmont Franz Topits – auch aus Neuauarad stammend – zu dessen Nachfolger ernannt. Dieses bedeutende Ereignis wollen wir in diesem Heft entsprechend würdigen.

Zu den freudigen Ereignissen dieses Jahres gesellen sich aber auch für uns weniger erfreuliche Nachrichten: die auslegungsbefürchtigen Auswertungen der Securitate-Unterlagen bezüglich der Mitarbeit oder der Verfolgung vieler Banater Priester und Gläubigen. Die meisten dieser Personen sind schon lange verstorben und können sich nicht mehr verteidigen. Wir sind als ein Banater kirchlicher Verein von Spätaussiedlern gefordert, Fehlinterpretationen und Auswüchsen aus diesen Niederungen des Bukarester Securitatesumpfes mit aller Entschlossenheit entgegenzuwirken. Es darf nicht so weit kommen, dass gegen unsere katholische Kirche, ihre Priester, Bischöfe und Gläubige wieder zu Felde gezogen wird. Und dies im 60. Jahr nach dem gescheiterten Versuch der damaligen rumänischen kommunistischen Regierung, aus der römisch-katholischen Kirche eine (nach dem Beispiel der rumänisch-orthodoxen Kirche) von Rom getrennte, so genannte „Friedenskirche“ zu machen. Die Würde jedes Menschen soll – ob bereits verstorben oder noch am Leben – respektiert werden.

Zum Jahresende 2011 möchte ich mich bei all unseren Mitgliedern und Förderern für die Hilfe bedanken, durch die die gemeinnützige Arbeit im Rahmen unseres Vereins erst möglich wird. Bleiben Sie uns auch weiterhin treu, um den riesigen Nachholbedarf im Bereich unserer Kirchengeschichte und der kirchlichen Traditionspflege – in der neuen und in der alten Heimat – bewältigen zu können.

Ihr,



Dr. Franz Metz

Vorsitzender des Gerhardsforums Banater Schwaben e.V.

Grußwort von Pfarrer Paul Kollar, Geistlicher Beirat

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Mitglieder und Freunde vom Gerhardsforum,

bald geht wieder ein Jahr zu Ende, und wir beginnen ein neues. Dies ist dem Vorstand Anlass, Ihnen zu danken für Ihren Einsatz, für Ihre Unterstützung in den HOG's, den Vereinen und in der Aussiedlerarbeit (Arbeit) insgesamt. In dieser Ausgabe finden Sie Beiträge zur Bărăgan-Deportation, über Aktivitäten im Forum, bis hin zu einem großen Datum im Jahr 2012, die 300-jährige Wiederkehr des Beginns der Ansiedlung im Banat. Damit wollen wir Sie über die Tätigkeit informieren sowie Ihnen Anregungen geben und Ihre Planung erleichtern.

Kurz vor Jahresschluss feiern wir Weihnachten, das Fest der Menschwerdung Gottes. Jesus, der Gottessohn kommt in der Gestalt eines kleinen Kindes - als Licht der Welt zu uns. Wir werden eingeladen, uns von diesem Licht anstecken zu lassen, um es in dieser Welt ein Stück wärmer und heller wer-



den zu lassen. Sein Licht will uns allen helfen, unser eigenes Leben in seiner Geschichte zu finden. Sie zeigt auf, nicht in die Gefahr zu geraten, im Nachhinein unsere Geschichte einseitig zu deuten. Sie mahnt uns, trotz mancher Herausforderung in der Geschichte unserer Volksgruppe, aber auch in der eigenen Lebensgeschichte, eine heilsame Führung zu entdecken. Wenn unsere Nachfahren nach der oft so verklärten Vergangenheit fragen, dann sollen sie erahnen, dass unsere Geschichtsaufarbeitung, unsere Vereinstätigkeiten, wie auch unser privates Tun und Handeln von der Liebe, die Gott uns durch Jesus an Weihnachten geschenkt hat, durchdrungen ist. Weihnachten bestärkt uns als Donauschwaben zur Hoffnung, dass es nie nur eine Verlierergeschichte gibt, sondern auch die Seite der Geschichte, welche Mut macht.

Im Namen des Vorstandes wünsche ich Ihnen ein gesegnetes Weihnachtsfest und einen guten Start ins Jahr 2012!

Ihr
Paul Kollar, Pfr.

Weihnachtsgruß

des Vertriebenenbischofs Dr. Reinhard Hauke, Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge



Im Kunstmagazin des Erfurter Domes lagern unter anderem auch Kunstwerke, die auf eine Restaurierung warten. Eine Restaurierung wird immer dann beauftragt, wenn eine Pfarrgemeinde Interesse an einer Ausleihe signalisiert hat. Eine Madonna mit Kind oder ein Kreuz hat schnell die Chance, einen Leihnehmer zu finden. Zu den derzeit noch „wartenden“ Kunstwerken gehört ein Engel. Aufrecht und mit langem Gewand steht er vor mir. Es ist zu vermuten, dass er früher auch gefaltete und anbetende Hände hatte. Diese sind jedoch verloren.

Weihnachtsengel stehen in diesen Tagen in Schaufenstern, auf Pyramiden und auch schon bei Weihnachtskrippen, die bereits auf den Märkten aufgestellt sind. Dort werden sie wohl alle in Ordnung sein und vielfach die Hände an Musikinstrumenten oder auch anbetend gefaltet haben.

Mein Engel aus dem Kunstmagazin hat kaum eine Chance, in diesem Jahr in der Öffentlichkeit Gefallen zu finden. Er ist restaurierungsbedürftig. Es fehlen die Hände. Man ahnt nur, was er mit seinen Händen machen wollte: Gott verehren und anbeten. Dennoch: Er regt mich an zum Nachdenken über die Engel und über das, was sie tun: Sie stehen vor Gott und beten ihn an – so erfahren wir es durch die Heilige Schrift. Zur Anbetung nehmen sie wohl ihre Hände, wie auch wir es tun. Dazu nehmen sie sicherlich auch ihre Stimmen, denn vom Gesang der Engel berichtet der Evangelist Lukas in der Weihnachtsgeschichte. Auf den Hirtenfeldern haben sie das „Ehre sei Gott in der Höhe“ gesungen und sicherlich gehört auch das „Halleluja“ zu

ihrem Gesangsrepertoire. In der Heiligen Messe stimmen wir Menschen in den Gesang der Engel mit dem „Sanctus“ ein. Es ist gut, wenn uns in den großen Weihnachtsgottesdiensten dabei auch die irdischen Chöre mit ihrem Gesang helfen, damit es eine gute Harmonie mit dem Gesang der Engel im Himmel gibt. Aber auch ein Gotteslob mit Kinderstimme, Seniorenstimme oder sogar nur durch das Klatschen der Hände erfreut Gott in seiner Herrlichkeit. Wenn das Gotteslob aus frohem und gläubigem Herzen kommt, ist es kostbar in den Augen Gottes.

Der Engel ohne Hände hilft mir beim Nachdenken über Weihnachten. Er sagt mir: Ergänze Du mit Deinen Händen, was bei mir fehlt. Ehre Gott mit Worten, Gesang und Taten. Dann werden die Menschen spüren: Gottes Güte und Menschenfreundlichkeit ist auf der Erde angekommen – und das nicht nur vor 2000 Jahren in Bethlehem, sondern auch in diesem Jahr 2011 überall dort, wo wir als gläubige Christen leben.

Sechzig Jahre Bărăganverschleppung Gedenkveranstaltung in Karlsruhe

von Walter Wolf

Wenn Menschen sich auf einem Friedhof begegnen, ist der Anlass gewöhnlich alles andere als erfreulich. So war es auch am 25. Juni beim Vertriebenenendenkmal auf dem Karlsruher Hauptfriedhof. Und dennoch: Die vielen Menschen, die sich hier zusammengefunden hatten, begrüßten sich immer wieder mit Freude und Herzlichkeit. Der Ausspruch eines älteren Herrn mit Gehhilfe brachte es auf den Punkt: „*Wer hätte vor sechzig Jahren gedacht, dass wir uns einmal hier in Karlsruhe treffen werden?*“ Und so war es. Sechzig Jahre danach, fast genau auf den Tag, trafen sich die Betroffenen, ihre Nachfahren und zahlreiche Banater Landsleute, um der Deportation in die Bărăgan-Steppe im Rahmen einer Sonderveranstaltung, zu der der Kreisverband Karlsruhe der Landsmannschaft der Banater Schwaben und das Gerhardsforum Banater Schwaben eingeladen hatten, um jener tragischen Ereignisse zu gedenken, die das Leben zahlreicher Banater Familien in ihren Grundfesten erschütterte und deren Folgen über Jahrzehnte nachwirken.

Für die Gedenkfeier am Vertriebenenendenkmal hatten die Organisatoren 18 Holzkreuze aufgestellt mit den Namen der Verbannungsorte, wo zwischen 1951 und 1956 über 40 000 Personen, darunter mehr als die Hälfte Banater Schwaben, unter schwierigsten Bedingungen ihr Dasein fristen mussten. Diesem tragischen Kapitel aus der Geschichte der Banater Schwaben, diesen vom kommunistischen Regime in Rumänien ausgeübten brutalen Zwangsmaßnahmen gegen das eige-

ne Volk widmete sich der Journalist und Sachbuchautor Hans Steiner in seiner Gedenkansprache. Der Redner ging auf die historischen Hintergründe dieser Deportation ein, die einerseits von der sogenannten Tito-Krise bestimmt waren und andererseits von den innenpolitischen Schwierigkeiten bei der »sozialistischen Umgestaltung« der Wirtschaft, besonders der Landwirtschaft. Der Bruch der kommunistisch beherrschten Länder mit dem damaligen Jugoslawien, das von Moskau des Antisowjetismus und Revisionismus bezichtigt wurde, führte im Grenzgebiet zwischen Rumänien und Jugoslawien zu Spannungen, die letztlich dazu führten, dass Rumänien im Banat eine »Säuberungsaktion« vornahm, der dann hauptsächlich die hier lebenden Banater Schwaben zum Opfer fielen. Gleichzeitig verfolgten die damaligen Machthaber in Bukarest eine nach sowjetischen Muster inszenierte Oppression aller potentieller Gegner des Kommunismus' und besonders derer, die nach Lesart der Machthaber sich als »Feinde des Landes« bemerkbar gemacht hatten. Die Deportation wurde somit zu einem weiteren vom Staat eingesetzten Druckmittel zur Durchsetzung der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft. Seinen persönlich gehaltenen Rückblick auf die Ereignisse vor sechzig Jahren kleidete Johann Steiner, der selbst auch seine Kindheit im Bărăgan verbringen musste, in eine Geschichte mit dem Titel „*Wie dem Hund im Brunnen*“. Die von ihm aus der Perspektive eines Kindes geschilderten Begebenheiten ließen so manche Erinnerungen wach werden: an die An-



»Ankunft im Bărăgan« Titelbild der Ausstellung »Sklaven im Bărăgan«. Malerei von Josef Breitenbach

kunft auf freiem Feld im Hochsommer, ohne Schatten und ohne Wasser, an das Schufden der Menschen beim Errichten von ersten Behausungen in Erdlöchern, an die stürmischen Winter, an Krankheit, Elend und an die immer vorhandene Sehnsucht nach Freiheit.

Im weiteren Verlauf der Gedenkfeier verlas Peter Krier die Namen aller ehemaligen Verbanungsorte im Bărăgan, während am Vertriebenenendenkmal ein Kranz für die Opfer der Deportation niedergelegt wurde. Abschließend betete Dekan Martin Ehling zusammen mit den anwesenden Landsleuten ein Gebet für alle Opfer der Verschleppung. Gerlinde Gilde sprach das Gedicht »Bărăganfriedhof« von Mathias Kandler. Musikalisch wurde der Festakt auf dem Friedhof vom Chor der Banater Schwaben aus Karlsruhe unter Leitung von Hannelore Slavik und von einer Bläsergruppe der Kapelle Billed-Alexanderhausen begleitet, geleitet von Adam Tobias.

Im Pfarrsaal der Kirchengemeinde Sankt Bernhard wurde am Nachmittag die Gedenkveranstaltung zum 60. Jahrestag der Bărăganverschleppung mit einem Symposium fortgesetzt. Der Vorsitzende des Kreisverbandes Karlsruhe der Landsmannschaft, Werner Gilde, begrüßte die zahlreich erschienenen Gäste, unter ihnen Margret Mergen, die Erste Bürgermeisterin der Stadt Karlsruhe, Dr. Klaus Heilgeist, den Kuratoriumsvorsitzenden des Hauses der Heimat, Peter Krier, den Vorsitzenden des Hilfswerks der Banater Schwaben, den Schriftsteller Hans Lippert und die Referenten des Symposiums. Bürgermeisterin Mergen überbrachte die Grüße der Stadt Karlsruhe und ging kurz auf die in den zurückliegenden Jahrzehnten stattgefundene Integration der Vertriebenen, Flüchtlinge und Aussiedler ein. Bezugnehmend auf die im Rahmen der Gedenk-

veranstaltung gezeigten Dokumentationsausstellung über die Bărăgandeportation ging die Rednerin auf das Schicksal der Banater Schwaben ein, auf die Folgen des Krieges, an denen die Deutschen in Osteuropa besonders zu leiden hatten. Mit Genugtuung stellte sie fest, dass durch die Aussiedlung die Banater Schwaben in Deutschland eine neue Heimat gefunden haben, dass sie hier in Frieden und Freiheit leben können. Die Tatsache, dass die Verbindung zur alten Heimat nicht abgerissen ist und dass heute eine Städtepartnerschaft zwischen Karlsruhe und Temeswar besteht, erfülle sie mit Freude. Der Gemeinschaftsgeist und der Zusammenhalt der Banater Schwaben sei ein Wert, so die Bürgermeisterin, der es verdient, nicht nur erhalten zu bleiben, sondern auch in der deutschen Gesellschaft weitergegeben zu werden.

Dr. Franz Metz, Vorsitzender des Gerhardsforums, richtete an die zahlreich erschienenen Gäste herzliche Grüße und unterstrich, dass im Mittelpunkt der Gedenkveranstaltung die Erinnerung und die Versöhnung stehen soll. Der Blick zurück soll dazu beitragen, dass sich solche Ereignisse, wie jene vor sechzig Jahren im Banat, nie wiederholen sollen. Darauf stellte Dr. Metz kurz das neue, vom Gerhardsforum herausgebrachte »Katholische Gesangbuch der Donauschwaben« vor.

Luzian Geier, Journalist und Regionalhistoriker, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Bukowina-Instituts Augsburg, ging in seinem Vortrag »Banat, Bărăgan und der Dritte Weltkrieg« kurz auf die wichtigsten Veröffentlichungen ein, die über die Bărăgan-Deportation erschienen sind. Die bekanntesten Autorennamen, die in diesem Zusammenhang genannt wurden, waren Heinrich Feihoffer, Ludwig Schwarz, Wilhelm Weber, Valentin Stan und Dr. Nicoleta Ionescu-Gura. Der Referent präsentierte die historischen Hintergründe der Deportation und ging auf verschiedene bislang zugänglich gemachte Archivquellen ein, die die Terrormaßnahmen des damaligen kommunistischen Rumänien zum Gegenstand haben. Welches die Rolle der Sowjetunion bei den Repressionsmaßnahmen war und welche Strategien von den kommunistischen Machthabern in den einzelnen Etappen verfolgt wurden, sind nur einige der Fragen, für die die Geschichtsforschung noch Antworten suchen muss.

Der bekannte Schriftsteller Horst Samson, der selbst in einem der Bărăgandörfer geboren wurde,



Gedenken für die Opfer der Deportation auf dem Hauptfriedhof in Karlsruhe

fesselte die Teilnehmer am Symposium mit seinem persönlich gehaltenen Beitrag *„Im Staub der Geschichte“*. Dabei gelang es ihm, das Thema mit literarischen Mitteln anzugehen und die emotionalen Seiten der damaligen Ereignisse in besonderer Weise herauszuarbeiten. Sein Bericht wurde immer wieder von lyrischen Einschüben begleitet, die den Schilderungen aus der eigenen Familiengeschichte eine wohltuende Überhöhung verliehen und sie zu einem faszinierenden zeitgeschichtlichen Exkurs werden ließen. Horst Samson gelang es – ohne selbst eine direkte Erinnerung an jene Zeit zu haben – gewaltige Sprachbilder zu zeichnen und längst verschwommene Konturen wieder sichtbar zu machen. Gleich einem Zoom wurden Bilder aus dem Dunkel des Vergessens hervorgeholt und zu einem lebendigen Filmstreifen zusammengefügt. Das ermöglichte, das Geschilderte hautnah zu erleben.

Mathias Kandler – bekannt durch seine in Buchform erschienenen eindrucksvollen Schilderungen seiner Erlebnisse aus der Zeit der Russlanddeportation – fasste seine im Bărăgan gemachten Erfahrungen im Beitrag *„Terror und Stacheldraht – die Macht der Diktatur“* zusammen. Mathias Kandler hat über seine im Bărăgan verbrachten Jahre ein Buch veröffentlicht. Der Referent ging in seinen Ausführungen auf viele Details aus dem Alltagsleben im Bărăgan ein und lieferte so weitere wertvolle Mosaiksteinchen für das Gesamtableau von Terror und Unfreiheit. Kandler bricht in seinem Beitrag eine Lanze für die Banater Lehrer, die sich trotz der widrigen

Umstände in selbstloser Weise für die Kinder der Deportierten einsetzten. So gelang es, neben der öffentlichen Lehrtätigkeit auch einen Unterricht in der Muttersprache anzubieten, der oft im Verborgenen stattfinden mußte.

Reges Interesse bekundeten die Teilnehmer an der Gedenkfeier in Karlsruhe an der im Sankt-Bernhard-Saal gezeigten Dokumentationsausstellung *„Sklaven im Bărăgan“* (Konzept: Luzian Geier und Peter Krier; Grafik: Hans Rothgerber). Die Ausstellung präsentiert auf zwanzig Schautafeln historische Hintergründe, Verlauf der Verschleppungsmaßnahmen, Aufenthalt in der Bărăgan-Steppe, Übersicht über die allgemeinen Terrormaßnahmen im kommunistisch regierten Rumänien, Veröffentlichungen über die Deportation. Die Ausstellung wurde vom 27. Juni bis 10. Juli im Rathaus von Karlsruhe-Durlach gezeigt.

Die Gedenkfeier fand ihren Abschluss mit einem Gottesdienst in der Kirche Sankt Bernhard. Pfarrer Erwin Schmidt wies in seiner beeindruckenden Predigt auf die Bedeutung der Erinnerungskultur hin und unterstrich, dass wir *„nur durch Erinnern aus der Geschichte lernen und so dem Leid der damals Betroffenen gerecht werden können. Nur so kann neues Unrecht vermieden werden. Nur so kann sich etwas lösen und neu werden in der Menschheitsgeschichte, nur so können Gräben zugeschüttet und Brücken in eine gerechtere und menschenwürdigere Zukunft nach Gottes Willen gebaut werden. Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung“*.

Gedenkansprache am Vertriebenenendenkmal

von Hans Steiner

Wir haben uns hier versammelt, um einem Teil der Opfer der kommunistischen Gewaltherrschaft in Rumänien zu gedenken. 60 Jahre sind seit der Bărăgan-Deportation vergangen, sechs Jahrzehnte, seit die rumänischen Kommunisten mehr als 40 000 Personen aus einem 25 Kilometer breiten Korridor entlang der serbisch-rumänischen Grenze in die Donautiefenebene nahe dem Schwarzen Meer verbannt haben. Mehr als die Hälfte der Verschleppten waren Deutsche. Einige von ihnen haben ihre ewige Ruhe auf diesem Friedhof hier in Karlsruhe gefunden, Jahre, nachdem sie die Freiheit erlangt hatten. Die zweitgrößte Gruppe unter den Deportierten stellten die Rumänen aus Bessarabien, die vor Stalin westwärts geflüchtet waren, es folgten Mazedo-Rumänen, die aus Bulgarien stammten. Mit rund 1 000 Personen waren die Serben vertreten. Aber vereinzelt waren auch Ungarn, Bul-

garen, Türken und selbst Juden verschleppt worden. Nach Auslegung der Kommunisten waren sie mögliche Tito-Kollaborateure und Gegner der Kollektivierung der Landwirtschaft. Zur Erinnerung: Der Konflikt des jugoslawischen Staatschefs mit Stalin im Bestreben nach Unabhängigkeit hatte seinen Höhepunkt erreicht.

Nach mehr als fünf Jahren durften die Verbannten in ihre Heimatorte zurückkehren, sofern diese nicht außerhalb der rumänischen Grenzen lagen. Es war ein barbarischer Akt: Zehntausende von Menschen wurden auf freiem Feld ausgesetzt und ihrem Schicksal in der unwirtlichen Donautiefenebene überlassen. Nicht alle haben den ersten bitterkalten Winter in der Steppe überlebt. Ihre Gräber, aber auch die der später gestorbenen sind längst verschwunden.

Auch ich gehörte zu den Verschleppten. Als solcher habe ich erfahren, dass die Deportation

auch noch nach 50 Jahren ihre Auswirkungen haben kann. 2001 habe ich in Düsseldorf als Referent an einer Gedenkveranstaltung teilgenommen. Der Zufall hat mich dabei mit keinem geringeren als dem berühmten Marienfelder Handballspieler Hansi Schmidt zusammengeführt. Hansi, der den VfL Gummersbach in den 60er und 70er Jahren zum weltbesten Handball-Klub gemacht hat, war nach Düsseldorf gekommen. Das Thema Deportation hat ihn schon seit langem beschäftigt und bewegt. Auch seine Großmutter war zusammen mit anderen Familienangehörigen in die Donautiefebene verschleppt worden. Sein Urgroßvater hat den ersten Winter nicht überlebt. Seither stand für Hansi fest: In diesem Unrechtsstaat will er nicht alt werden. Sein Vorhaben hat er 1963 verwirklicht: Mit 21 ist er geflüchtet, was er nie bereut hat.

Aus dem Treffen von Düsseldorf ist allmählich eine Freundschaft erwachsen. Noch in Düsseldorf habe ich Hansi Schmidt zur Mitarbeit an einer Handball-Geschichte gewonnen, die gut ein Jahr später mit einem Geleitwort aus seiner Feder erschienen ist. Gut zwei Jahre später haben wir seine Biographie herausgebracht. Ganz unbescheiden möchte ich sagen, einen besser verfassten Lebenslauf eines Handballers gibt es bis heute nicht. Doch diese Freundschaft ist auch das einzig Gute, das die Verbannung mir und meiner Familie beschert hat.

Ich möchte Ihnen kein weiteres trockenes Zahlenmaterial präsentieren. Der wissenschaftliche Teil zu diesem Thema folgt heute nachmittag auf einer Tagung, zu der Sie herzlich eingeladen sind. Ich möchte Ihnen das Thema Bărăgan-Deportation anhand meiner eigenen Geschichte näher bringen. Ich hoffe, Sie damit nicht zu langweilen. Den Deportierten ist es oft so ergangen wie dem in den Brunnen gefallenen Hund: Sie waren oft dem Ertrinken nahe.

Wie dem Hund im Brunnen

Von der Zeit vor *Insuraṭei* ist Johannes recht wenig in Erinnerung geblieben. Im letzten Winter daheim, in der Banater Heide, ist er einmal Schlitten gefahren. Zigeuner-Hansi, Soffis Sohn, hat ihn gezogen. Fünf Jahre später haben sich die beiden wieder gesehen.

Auch vom Bahnhof, auf dem sie drei Tage lang lagerten, ist ihm eine Szene im Gedächtnis geblieben: Er hatte sich am linken Daumen beim Spiel verletzt. Vater hat ihn zum Stationschef gebracht und ihm den Daumen mit einer brennenden Flüssigkeit gereinigt und verbunden. Es schmerzte, das weiß er noch. Am Daumen ist eine Narbe zurückgeblieben, heute, 60 Jahre danach, noch sichtbar. Drei lange Tage dauerte die Fahrt mit dem Viehwaggon 800 Kilometer ostwärts, erzählt Mutter. Doch davon ist Johannes nichts haften geblieben. „Mit ein paar Hühnern, einem Schwein, einem Pferd und ein paar alten Möbeln sind wir dem Ungewissen entgegengefahren, im selben Waggon“, sagt Mutter. Nach drei Tagen hat der Zug auf freiem Feld gehalten. Lastwagen und Pferdefuhrwerke standen bereit. Polizei war anwesend. „Umladen“, sagte einer der blau Uniformierten. Der Reihe nach ging es zehn Kilometer weit weg von der Bahnlinie.

„Wir waren nicht gleich dran“, sagt Mutter, „doch Hans Quinkert gehörte zu den ersten, die sich die Stelle angesehen haben, wo wir einmal hinkommen sollten“. Bevor er losgefahren ist, hat ihm Mariann, seine Frau, mit auf den Weg gegeben: „Dass du mir es nicht unter zwei Zimmern und Küche tust“.

Als Hans zurück war, sagte er: „Mariann, Platz genug“. Mariann Quinkert hatte gedacht, wir werden in Häuser einquartiert, wie die Kolonisten, die sie uns daheim in die Häuser gesetzt hatten. Hans hatte mit den wallachischen Helfern



Ehemalige Bărăgan-Deportierte bei der Gedenkfeier in Karlsruhe

abgeladen. Alles war rasch platziert, denn sein neues Heim war unter einem wolkenlosen, blauen Juni-Himmel mitten in einem Weizenfeld. Ein abgestecktes Grundstück, kein Brunnen, und doch hat sich Hans so gefühlt wie der Hund im Brunnen. Er fühlte sich dem Ertrinken nah und sah kein Entrinnen. *„Nur der Galgenhumor ist ihm geblieben“*, sagt Mutter.

Aus dem ersten Sommer in *Insuraṭei* erscheinen Johannes immer wieder ein paar unvergessliche Bilder. Er weiß noch, wie Vater und die beiden Großväter das Loch ausgehoben, Schränke in die vier Ecken gestellt und mit einer Plane überspannt haben. Dort sind alle untergekommen, Mutter, die Großmütter und Urgroßmutter.

„Eines Tages ist einer der neuen Herren gekommen“, erzählt Mutter, *„hat auf die in den Boden geramten Pflöcke gezeigt und gesagt: »Hier müsst ihr Häuser bauen, bis zum Herbst müssen sie fertig sein.«. Keiner wollte das glauben, was der Parteimann gesagt hat“*, erzählt Mutter. Ein paar Tage darauf ist er noch einmal gekommen: *„Ihr müsst zu bauen beginnen, es ist ernst“*. Die Männer haben zögernd zu Spaten und Schaufel gegriffen, haben Erde ausgehoben, mit Wasser und Stroh zu einem Lehmbrei vermischt, das ganze barfuß getreten und mit dem Brei Hausmauern gestampft. Holz für den Dachstuhl haben die neuen Herren bringen lassen.

Dann ist der Tag gekommen, an dem Johannes bitter geweint hat. Der Dachstuhl war aufgesetzt, die Sonne brannte bitter, wie sie es nur in dieser Gegend unweit des Schwarzen Meeres tut. Vater und die beiden Großväter hatten die drei mitgebrachten Pferde vor die Wagen gespannt. Johannes wollte mitfahren. Jemand, es war Toni Beißer, der Nachbar, hatte die Idee. Ein Korb war mit einem Bindfaden an den Wagen befestigt worden, Johannes und der Nachbarjunge in den Korb gesetzt worden, mit dem Versprechen, sie dürften mitfahren. Als das Pferd anzog, ist der Bindfaden gerissen, Johannes hat den Betrug erkannt und auch nie wieder vergessen. Kinder vergessen vieles nicht.

Später, es müssen Wochen, vielleicht auch zwei bis drei Monate vergangen sein, ist ein Mann mit einer Rolle auf dem Rücken angekommen und hat die Winde über dem gegrabenen Brunnen vor dem Haus seiner Eltern montiert. Bevor es diesen Brunnen für die ganze Straße gegeben hat, war Milch die harte Währung in dem Weizenfeld, das einmal ein Dorf werden sollte. Wer eine Kuh hatte, war reich.

„Wir hatten keine, unsere Kühe haben wir im September 1944 stehen lassen und sind geflüchtet, eine Odyssee durch Jugoslawien, Ungarn, Österreich und Bayern, die ein vorläufiges Ende im Salzburger Land nehmen sollte.“ Auf Mutters Stirn bilden sich Falten.

Doch wir haben es überlebt. Als die Häuser mit Schilf aus den Donauauen gedeckt waren, sind wieder die neuen Herren gekommen, doch davon weiß Johannes nichts. Sie haben die Männer gezwungen, Schule, Rathaus und ein Geschäft zu stampfen. Sie taten es, was blieb ihnen auch übrig. Die blau Uniformierten hatten ihnen die Personalausweise weggenommen, zwei Buchstaben hineingestempelt, die bedeuteten Zwangsaufenthalt. Keiner durfte sich mehr als 15 Kilometer im Umkreis des Dorfes bewegen. Darauf stand Gefängnis.

Dann folgten die beiden strengen Winter. Der Wind aus der Ukraine piffte und türmte den Schnee haushoch auf. Viele konnten morgens nicht mehr aus den Häusern. Nachbarn mussten sie freischaufeln. Daran kann sich Johannes schon besser erinnern. Wenn es hieß, das Vieh muss gefüttert werden, war er meist dabei. Der eisige Wind und das Schneetreiben machten ihm nichts aus. Und wenn er mit Vater oder Großvater zurück im Haus war, hingen an Augenbrauen und Nase Eiszapfen.

Doch windstille Tage lösten die stürmischen ab. Großvater Hans war mit seinen aus Schilf geflochtenen Überschuhen, die vor der grimmigen Kälte schützen sollten, gekommen mit der Botschaft: Morgen bauen wir einen Schlitten. Aus einem Stück Diele schnitzte Großvater einen etwas kurz geratenen Schlitten, doch er rutschte trotzdem die Schneewehe hinab, nur ab und zu kippte er vornüber. Trotzdem war die Freude groß. Denn Spielsachen gab es keine zu kaufen. Johannes' Schaukelpferd war, wie vieles, daheim stehen geblieben. Dann war Opa Jakob gefragt.



Foto: Wilhelm Weber

Häuserstampfen in Gemeinschaftsarbeit. Zwischen zwei Hütten wird ein neues Haus gebaut. Links wird der Lehm zubereitet. Frauen tragen ihn zur Baustelle, wo zwischen dem Gerüst und einer Bretterverschalung die Hauswände gestampft werden.

Aus Latten und von dicken Ästen geschnittenen Holzscheiben konstruierte er ihm Traktoren, Anhänger und einen Pflug. Das war das, was er bisher gesehen hatte. Diese Spielsachen waren ihm auch nach der Heimkehr noch teuer.

Und dann war der Sommer gekommen, in dem er eingeschult wurde, als einziger Deutscher in seiner Klasse. Wie er die Fremdsprache erlernt hat, weiß er nicht mehr genau, doch es muss spielend geschehen sein. An Verständigungsprobleme kann er sich nicht erinnern. Mit den Rumänen im Bărăgan hat es keine Reibereien gegeben. Sie saßen im selben Boot wie die Deutschen. Es waren Flüchtlinge, die sich nach der Annexion Bessarabiens an die Sowjetunion 1941 über vor Stalins Zugriff über die Grenze bis ins Banat gerettet hatten.

Im Banat sollte Johannes eine andere Sorte Rumänen kennenlernen: die 1945 gekommenen Kolonisten, die alle Rechte hatten und sich alles gegenüber den vogelfreien Deutschen erlauben konnten. Von ihnen werden die Deutschen als »Hiltleristen« beschimpft, es sollte nie aufhören. Dabei hatten die Deutschen ihnen nichts angetan, ihnen nichts weggenommen. Nein, sie waren diejenigen, die im Frühjahr barfuß, in Lumpen gehüllt und mit dem Knüppel in der Hand in die deutschen Dörfer eingezogen sind. Ihnen zur Seite gesellen sich Zigeuner, die schon immer am Dorfrand gelebt hatten. *„Jetzt sind wird der Kopf, und ihr der Arsch“*, hat Zigeuner-Gretchen Johannes' Tante wissen lassen. Dass sie das nur gerne so gehabt hätte, das ist eine ganz andere Geschichte.

Im Sommer hat Michael Braun mit seiner Kapelle sonntags abends zum Tanz aufgespielt, in einem Saal im Rathaus. Auch daran kann sich Johannes noch gut erinnern. Bei der Sommerhitze in der Donautiefebene standen die Fenster offen. In Erinnerung geblieben ist Johannes ein Bursche, der den Saal durch einen Sprung durchs Fenster zu betreten pflegte. Das hat ihm impo-

niert. Heute weiß Johannes, die Fensterbänke waren so niedrig, dass ein Sprung einem Hüpfen gleichkam. Sonntags nachmittags hat die Kapelle ab und an im Akazienwald am Dorfrand Tanzmusik gemacht. Ansonsten gab es keine Unterhaltung im Dorf. Der Rest war Arbeit auf den Feldern der Staatsfarm. Damals wurde noch Baumwolle angebaut, um den großen Bruder im Osten mit Rohstoffen zu versorgen.

„Den ersten Winter“, erzählt Mutter, *„haben wird hauptsächlich mit Kartoffeln und Möhren überlebt, gestohlen von der Farm“*. Im Sommer konnten die Ausgesetzten wegen des Häuserbaus nichts verdienen, die Reserven waren bald aufgebraucht. Dann musste jeder sehen, wie er überleben konnte. Brot wurde aus einem Nachbarort herangekarrt, doch es gab nur schwarzes. Johannes hatte aber nicht vergessen, dass es auch besseres gibt. Ab und zu hat er Mutter angebettelt: *„Ich möchte aber ein Stück Weißbrot“*. Alles vergebens: Es gab keines.

Im ersten Jahr mieden die Rumänen aus den alteingesessenen Dörfern die Neuankömmlinge. *„Die Kommunisten“*, sagt Mutter, *„hatten ihnen eingeschärft, wir wären alle Verbrecher“*. Doch dann sind die Einheimischen allmählich dahinter gekommen, dass die ihnen einen Bären aufgebunden hatten.

Im Herbst ist eines Tages ein Mann gekommen und hat Opa Jakobs Schimmel aus dem Stall mitgenommen, er hat ihn gekauft. Kurz darauf war auch Vaters Schimmel weg. Wer nur auf der Staatsfarm Arbeit findet, braucht kein Pferd, das war eine der vielen Lektionen, die die Ausgesetzten lernen mussten. Nur Opa Hans hat seinen Rappen behalten. Er hatte mit den Oberen der Staatsfarm ein Abkommen getroffen und hat den Feldarbeitern das in der Farmküche gekochte Essen ausgefahren. Der Rappe hat nach fünf Jahren wieder die alte Heimat gesehen.

Und dann ist die Geldentwertung gekommen. *„War für uns nicht weiter schlimm, weil wir*



Bild links: Das Haus von W. Weber in Dalga im Schnee versunken. Ein Nachbar schaufelte die Eingeschlossenen frei, die letztendlich durchs Fenster ins Freie gelangen konnten.

Bild rechts: Ein freigeschaufelter Hauseingang. Fotos: Wilhelm Weber

kaum welches hatten. Die vielen wertlosen Millionen hatten wir noch vor der Verschleppung eintauschen müssen“, sagt Mutter. „Im zweiten Jahr ging es uns etwas besser“, erinnert sich Mutter. Der Garten war bestellt, das erste Gemüse wurde geerntet, Vorräte für den Winter geschaffen. Es gab schon mehr als nur Kartoffeln und Möhren. Opa Jakob hatte vor dem Haus eine Grube ausgehoben, ein Schilfdach draufgesetzt. Das war der Keller: im Sommer kühl und im Winter nicht zu kalt, weil Schilf gut isoliert.

Als erster stirbt im neuen Dorf Josef Reiter, Blinddarmdurchbruch, weil kein Arzt da ist. Das Dorf bekommt seinen Friedhof. Kein Pfarrer steht am Grab, auch ihn gibt es hier nicht. Aber es werden auch Kinder geboren. Im letzten Sommer in der Donautiefenebene bekommt Johannes einen Bruder. Als Mutter und Vater bekanntgeben, dass sie ein zweites Kind haben wolten, hat Oma Elisabeth die Hände über dem Kopf zusammenschlagen und nur gesagt: „In diesem Elend“.

Abends, aber meist am Wochenende, haben Vater und ein paar Männer aus der Nachbarschaft zusammengesessen, um auszurechnen und zu verbuchen, was der Einzelne auf den Feldern geleistet hat. Dafür gab es ein wenig mehr Lohn. Doch das war nicht so wichtig, denn zu kaufen gab es außer Lebensmitteln kaum etwas. Und deshalb war das neue Geld auch weitgehend wertlos. Als es nach fünf Jahren heimwärts gehen sollte, war das Ersparte im Nu weg. Mutter erinnert sich noch genau: „Jeder wollte rasch weg. Die Bahnangestellten teilten nur demjenigen einen Waggon zu, der ihnen Geld zugesteckt hatte. Die Hinfahrt war kostenlos, doch die Heimfahrt musste aus der eigenen Tasche bezahlt werden“.

Eines Tages war die rote Ziege tot. Warum, weiß Johannes nicht mehr. Opa Jakob hat sie auf eine Schubkarre geladen und aus dem Dorf geschoben, irgendwo an den Rand des Akazienwäldchens, und in einen aufgelassenen Brunnen geworfen. Johannes hat ihn begleitet. Eines Abends bekommt Johannes Zahnschmerzen. Ein Milchzahn ärgert ihn. Helfen kann nur einer im Dorf. Adam Wagner, der Schmied. Er hat sich eine Zahnarztzange zugelegt. Im Dorf fehlt der Zahnarzt. Weil sich die Leute nicht zu helfen wissen, wird der Schmied zum Zahnarzt. Wagner entfernt die kranken Zähne ganz einfach. Die Leute danken es ihm. Auch Johannes ist froh, als er ihm den schmerzenden Zahn gezogen hat.

Lesen und schreiben gelernt

hat Johannes zuerst rumänisch. Im Frühjahr 1956 im Banat angelangt, hat er erstmals eine Zeitung zu Gesicht bekommen. Den deutschen Zeitungstitel hat er gelesen, wie er das in der Donautiefenebene gelernt hatte: N-e-u-e-r W-e-g, rumänisch, zu Deutsch *Neuer Weg*. Johannes war als erster nach Hause gefahren, mit der Frau des Zahnarzt-Schmieds, der Umstellung auf den Deutschunterricht wegen. Als zweite hat Großmutter Katharina die Heimreise angetreten. Sie hatte die Aufgabe, ein Quartier zu finden. Denn die Häuser der Großväter waren besetzt von der Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaft. 1959 hat Opa Hans seine Häuser zurück- erhalten, 1966 Opa Jakob das seine, als Ruine.

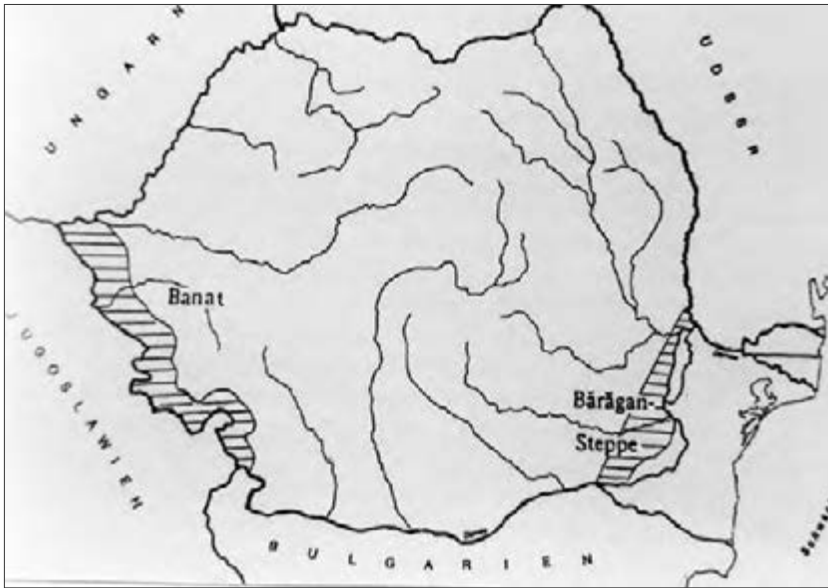
Johannes, die Eltern und Opa Hans sollten im Frühjahr 1956 noch nicht heimfahren. Sie gehörten zu den wenigen, die auf einer schwarzen Liste standen. Doch ein fett gefüttertes Schwein und die Vermittlung eines Freundes der Familie, des Zahnarzt-Schmieds, hat die Fahrt westwärts doch ermöglicht. Die Polizei war bestechlich.

Und dann ist der Herbst 1956 gekommen. Johannes hat alles noch klar vor Augen: Panzer mit dem Sowjetstern rollen durch die Banater Heide. Die Straßen gleichen einem Acker. Um über die Hauptstraße im Dorf zu gelangen, muss man lange warten. Selten tut sich eine Lücke zwischen Panzern und Lastwagen auf. Leute sprechen mit gedämpfter Stimme, sehen sich sorgenvoll an und fragen: „Geht es schon wieder los?“ In Ungarn tobt der Aufstand. Wer weiß schon zu jener Zeit, was Stalin mit den Alliierten vereinbart hat? Seit gut zehn Jahren ist der Krieg zu Ende. Inzwischen hat es fünf Jahre Lager in Russland gegeben und fünf Jahre Verschleppung in die Donautiefenebene. Die Leute haben Angst.



Dalga, eines der 18 neuen Dörfer hatte 516 Hausnummern. In der Bildmitte das Haus eines Mazedoniers, rechts vier so genannte Altenheime (Häuser in den alte Personen untergebracht wurden, die sich selbst kein Haus mehr bauen konnten).

Foto: Wilhelm Weber



Karte Rumäniens mit der Grenzzone im Banat und im südwestlichen Oltenien sowie die Bărăgan-Steppe (im Osten Rumäniens).

Acht Jahre danach reist Vater wieder ins Dorf in der Donautiefebene. Die Hütten sind eingestürzt, der Friedhof ist eingeebnet. Vater geht zur Staatsfarm. Er braucht eine Bescheinigung, der Dorfpolizist daheim will ihn erpressen. Er

braucht ein Führungszeugnis.

Der Polizist hat gedroht: Wenn Vater sich nicht als Spitzel hergibt, wird Johannes die Aufnahmeprüfung am Gymnasium nicht bestehen. Vater lässt sich nicht einschüchtern, und es kommt ganz anders, als der Polizist prophezeit hatte. Wahrscheinlich wäre der Polizist nie auf die Idee gekommen, Vater vorzuladen. Der Zufall hat ihn aufmerksam gemacht. Johannes und sein Bruder finden eines Tages beim Baden im Rasen eine Armbanduhr. Mutter bringt sie zur Polizei, und der Polizist wundert sich ob soviel Ehrlichkeit und beschließt zu handeln. Ehrliche Leute kann man eben immer gebrauchen und missbrauchen.

Wie dem Hund im Brunnen. Vater wird dieses Gefühl nicht los. Es verfolgt ihn. Er stellt Anfang der 60er Jahre den ersten Ausreiseantrag. Einen Pass erhält er aber erst 1980. Die Freiheit kann er bis 2005 genießen.

Gedenkgottesdienst in der Kirche St. Bernhard

Predigt von Pfarrer Erwin Schmidt

„Alle meine Lieben, am 1. Oktober war mein Geburtstag, da wurde ich 70 Jahre alt, aber so ein Jammer, so ein Elend habe ich in meinem ganzen Lebenslauf noch nicht mitgemacht. Alle hier, die Leute, haben bald nichts mehr zu Essen. Das Trinkwasser ist 3 km weg von hier und das so tief, dass man zwei lange Wagenstricke zusammenbinden muß fürs Wasser raufziehen. Die Donau ist 4 km von hier. O, das ist eine Trauer hier und ein Elend. Meine Lieben, was hört man bei Euch? Gibt es bald andere Zeiten, dass alle Menschen erlöst werden aus ihrer Qual? O lieber Gott, ich bitte Dich, hilf uns, lass uns in unsere Heimat zurückziehen.“

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben, liebe Landsmannschaft der Banater Schwaben! Die eingangs zitierten Zeilen stammen aus der Feder einer siebzigjährigen Frau, geschrieben mitten heraus aus dem oft verzweifelten Leben der vielen Deportierten in der Bărăgansteppe. Am 18.06.1951 begannen für viele Angehörige der Volksgruppe der Banater Schwaben, aber auch für manch andere Volksgruppen, die von langer Hand vorbereiteten Deportationen. Von jetzt auf nachher mussten damals vor 60 Jahren Zehntausende ihre geliebte Heimat, ihre Häuser, ihre landwirtschaftlichen Anwesen, ihre Handwerksbetriebe zurücklassen, um in der rumänischen Steppenlandschaft östlich von Bukarest unter primitivsten Bedingungen neu anzufangen. Zunächst musste man in Erdlöchern hausen, dann folgten einfachste Hüt-

ten aus Schilf und Stroh, später einfache Häuser aus selbstgestampften Ziegeln, im Sommer der heißen Sonne ausgesetzt, im Winter den frostigen, oft orkanartigen Stürmen und Schneeverwehungen. Wenn man sich die Bilder und Berichte dazu vor Augen führt, spürt man, welch entsetzliches Leid damals im Zuge des zunehmenden Einflusses der Kommunisten über das Volk gebracht wurde. Arglose Menschen wurden damals einfach zu Volksfeinden erklärt, und es wurde in diesen Jahren zum Teil noch schlimmer mit ihnen umgegangen als mit dem Vieh.

Sie, liebe Gäste, erinnern sich heute an diese schrecklichen Ereignisse. Sie haben auf dem Friedhof eine Gedenkstunde gehalten, sich in unserem Gemeindezentrum getroffen, einen Vortrag zu den damaligen Gräueltaten gehört und feiern nun mit uns als Gemeinde den Gottes-

dienst. Was ich von dieser Geschichte wahrgenommen und mir erläutern und erzählen ließ, übertrifft bei weitem das, was ich als Kind von meiner Oma und meinen Eltern von deren Verreibung als Sudetendeutsche aus Südmähren gehört habe.

Es ist schön, dass wir nun miteinander Gottesdienst feiern können, unser Gedenken an diesem Tag auch ins gemeinsame Beten und Singen mit hineinnehmen können. Ich denke es hat gepasst, dass wir zu Beginn aus der Schubertmesse gesungen haben: *„Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz mich drücken?“* Damals gab es in den neuen Bărăgandörfern keine Kirchen. Dennoch trafen sich die Verbannten zum sonntäglichen Gebet in ihren Privathäusern. Einzelne Priester, die ebenfalls deportiert worden waren oder ihren Gemeindemitgliedern freiwillig folgten, bereisten die Dörfer und feierten hin und wieder Gottesdienste, spendeten Sakramente und segneten im Nachhinein die Gräber der vielen Verstorbenen. Zunächst musste dies alles heimlich geschehen, später wurde es geduldet. Wohin soll ich mich wenden, wenn Gram und Schmerz mich drücken?

Unser heutiges Evangelium spricht vom Kreuz, das zur Jüngerschaft Jesu gehört, von der Möglichkeit, dass man das Leben verlieren kann, aber auch davon, dass jeder, der einem anderen auch nur einen Becher frisches Wasser gibt, gewiss nicht um seinen Lohn kommen wird. Immer wieder haben in der Menschheitsgeschichte einzelne Machthaber über andere Leid gebracht und sie ihrer Würde beraubt, immer wieder wurden Menschen von ihren Mitmenschen wie Tiere behandelt, immer wieder haben Menschen anderen Kreuze aufgeladen – Kreuze, die so nicht von Gott gewollt waren. Immer wieder haben Menschen daran mitgewirkt, dass andere ihr Leben lassen mussten – etwas, was so nicht von Gott gewollt war. Immer wieder ist es Menschen schwergemacht worden, an das lebensnotwendige Brot oder das lebensnotwendige Wasser zu kommen, so wie im eingangs zitierten Brief der alten Frau aus der Bărăgansteppe. Immer wieder werden Menschen aneinander schuldig – etwas, was so nicht von Gott gewollt ist.

Nach fünf Jahren wendete sich damals das Blatt, wurden Gebete und Bitten erhört, gaben die Machthaber auch dem Druck von au-

ßen nach. Nach und nach lösten sich die schweren Schicksale, wurden Neuanfänge möglich und die Rückkehr in die alte Heimat.

„Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung“, so heißt es bei einem jüdischen Gelehrten des 17. Jahrhundert. Nur wenn wir eine gute Erinnerungskultur pflegen, können wir aus der Geschichte lernen, können wir dem Leid der damals Betroffenen gerecht werden, kann neues Unrecht vermieden werden. Nur so kann sich etwas »lösen« und neu werden in der Menschheitsgeschichte, nur so können Gräben zugeschüttet und Brücken in eine gerechtere und menschenwürdigere Zukunft nach Gottes Willen gebaut werden. *„Erinnerung ist das Geheimnis der Erlösung“...*

Was in den Bildern, Erzählungen und Berichten aus der damaligen Zeit immer wieder auch durchkommt, ist für mich der ungeheure Zusammenhalt, der die Betroffenen damals ausgezeichnet hat, das Gemeinschaftsgefühl, die Einheit, die einem half, mit den vielen Erniedrigungen und den grauenhaften Umständen zurechtzukommen. Ich glaube, dass dies für unsere heutige Zeit, wo so viele nur an sich denken, wo so viele nur so vereinzelt vor sich hinleben, eine ganz wichtige Botschaft ist. Vielleicht ist damit auch das gemeint, was Jesus im heutigen Evangelium anklingen lässt, wenn er sagt: *„Wer einem von diesen Kleinen auch nur einen Becher frisches Wasser zu trinken gibt ... ; er wird gewiss nicht um seinen Lohn kommen“*.

Halten wir Augen, Ohren und unsere Herzen offen für die Menschen, die heute danach »dürsten«, dass sie angenommen und bejaht werden, dass sie Heimat finden, dass ihre Würde geachtet wird, dass ihre Unterdrückung und Erniedrigung ein Ende finden.

Amen.



Einen großen Erfolg hatte die Ausstellung »Sklaven im Bărăgan«.

Im Staub der Geschichte

Nachbemerkung zu meiner Geburt

von Horst Samson

*unter der fleckigen sonne
der bărăgansteppe
wurde ich geboren
neben einer distel
oder an einem anderen tag*

*damals sah ich gar nichts
so dunkel und so ungenau
war die geschichte
meiner geburt*

Es ist der 17. Juni 1951 als Martin S. sich unerwartet und hastig vorbereitet, um zu einer Reise ins Ungewisse aufzubrechen. Kurz zuvor musiziert er noch fröhlich im Kulturheim, zieht schwungvoll den Blasebalg seines schwarzen Akkordeons der Marke »Columbus« auf und zu, lässt die Finger über die weißen und schwarzen Tasten des Lebens tanzen, drückt die schwarzen Knöpfe der Bässe des Akkordeons und singt dazu „Schwarzbraun ist die Haselnuss“. Welche harten Nüsse er in wenigen Stunden zu knacken haben wird, ahnt er nicht.

Längst ist die Fröhlichkeit wie weggewischt. In den Augenwinkeln hängt der Schlaf. „Ich komme doch schon, ich komme!“ ruft er und eilt zur Haustür. Wild hatte es gegen Tür und Fenster gehämmert. Als er die Tür öffnet stehen ein Mann aus dem Dorfe vor ihm, ein Offizier in blauer Uniform, flankiert von zwei Soldaten. Martin S., Magdalena S. und Günther S. steht auf der Liste des Mannes aus dem Dorf. Mit prüfendem Blick überfliegt er das Papier noch einmal, nennt erneut alle drei Namen. Ihr habt drei Stunden Zeit eure Habseligkeiten zu packen, übersetzt er den Offizier, dann geht es an den Bahnhof in Marienfeld und von dort wird man euch in Zügen weiter führen. Ihr könnt mitnehmen, was ihr wollt, soviel wie auf einen Leiterwagen passt. In drei Stunden geht es los, ihr müsst das Dorf verlassen!

Martin S. ist wie vom Donner gerührt. „Was wollt ihr, der Teufel soll euch holen, Dreckskerle, Schurken, ich mach euch Beine“ Der eine Soldat hebt leicht den Gewehrlauf an, hat den Finger am Abzug. Der Offizier macht einen Schritt nach rückwärts, stolpert dabei an der Türschwelle, wäre um ein Haar auf den Rücken geflogen und dort vielleicht liegen geblieben wie ein riesiger Käfer. Der Mann aus dem Dorfe redet beruhigend auf den erregten 28-jährigen Martin S. ein. „Es ist sinnlos, Martin, alles wird nur schlimmer“, murmelt der Mann aus dem Dorfe immer wieder. „Es

ist sinnlos!“ Es war sinnlos. Daran hat sich auch 60 Jahre später nichts geändert.

Die Fragen, warum und wohin es mit dem Zug gehen soll, und wieso mitten in der Nacht, bleiben unbeantwortet. „Drei Stunden habt ihr“, wiederholt der Offizier mit strengem Blick, kommandiert einen der beiden Soldaten als Wachposten ab und verschwindet mit den anderen Begleitpersonen in der Dunkelheit.

Martin S. sieht zu dem Soldaten, blickt in den Gewehrlauf. Dort ist es dunkel, so als wohnte darin der Tod.

Martin S. glaubt einen bösen Traum zu träumen. Aber der Soldat mit dem Gewehr im Anschlag ist weder aus Luft noch aus Wachs. Die Lage ist ernst. Der Soldat wird ihm in den nächsten Stunden auf Schritt und Tritt im Haus folgen.

Martin S. schlüpft in die Hose, streift sich ein Hemd über, weckt Frau und Kind. Mit eisernen Schritten geht das Schicksal durchs Haus. Erst weint die Frau, dann wimmert der Bub, noch keine drei Jahre ist er alt. „Tränen lügen nicht“, wird er Jahrzehnte später singen und an diesen Augenblick denken, an diese Tränen, an Magdalenas Tränen. Sie sprechen die Sprache der Angst und sie kullern über die Wangen in eine tiefe Ungewissheit. Tränen erleichtern das Traurigsein, aber sie helfen nicht wirklich und in solchen Augenblicken wiegen sie so schwer als wären sie aus gegossenem Blei.

Alles was Martin S. jetzt braucht, ist ein klarer Kopf! „Der Krieg ist immer noch nicht vorbei. Kriege haben für einen Soldaten einen Anfang, aber kein Ende“, denkt er und würde diese Idee gerne weiter spinnen, aber zum Denken ist in diesem Moment denkbar wenig Zeit. Und auch die wiegt schwer, hat zudem nichts besseres im Sinn als geradewegs über die Menschen hinweg zu trampeln. Die liegen zerstört am Boden. Aber Liegenzubleiben ist die schlechteste Idee, die ein Mensch in solcher Vernetzung mit der Geschichte nur haben kann. Diese Lektion hat Martin S. längst begriffen, erst im Krieg, auf dem langen Vormarsch nach Stalingrad, dann auf dem langen Rückzug bis nach Berlin und danach in der Gefangenschaft bei Saratow, von wo er dünn wie eine Zaunlatte heimkehrte.

„Es geht schon wieder los“, sagt seine Frau und fährt sich mit dem Handrücken über die nassen Augen, „die lassen uns nicht mehr in Frieden leben. Der verdammte Krieg, er ist an allem Schuld“, schreit sie leicht hysterisch. Es ist die Angst, die in ihr gräbt. Und der Bub erschreckt.

Was hier los ist mitten in der Nacht, begreift er nicht, aber das etwas los ist, das merkt er nur zu gut. Ängstlich hängt er am Halse der Mutter. Die hält ihn im Arm und weint, denn kaum sagt sie Krieg, denkt sie an ihren Bruder Ferri und der ist tot, gefallen am ersten Tag im Fronteinsatz, an der Seite von Martin S.. „Jetzt hilft nur noch beten“, sagt sie und fügt hinzu: „Wir sollten mit dem Packen anfangen!“ Sanft setzt sie den Buben auf den Brettern in der Küche ab.

*Vater unser, der du uns rudern siehst mit den Wurzeln,
Wir sind Dein, und Dein ist das Reich,
Das wir meinen. Hörst du, wie*

*Es lallt hinauf zu Dir, was nicht verloren ging
In uns, der Durst. Wir kommen Vater,
Aus dem Staub kommen wir zu Dir. Es drehen sich*

*Feuerrad, und Stein, und Hunger, und es rosten
Die Spitzen der Tage ins fleischrote
Land - ein Schiff, das langsam sich zur Seite neigt,*

Doch wir rudern, Vater, und wie wir rudern...

Martin S. hat den Kopf nicht frei, so sehr er sich auch müht, nur klare Gedanken zu fassen, um sich und seine Nächsten auf diese wichtige, vielleicht sogar letzte große Reise ihres Lebens vorzubereiten. Gerne würde er jetzt in die Zukunft blicken können, aber dort, wo noch vor kurzem – wenn auch nur schwach - Zukunft leuchtete, ist es jetzt finster, stockfinster, zappenduster, schwarz wie in einem Jutesack. Und den füllt er mit Weizen.

In seinem Kopf rumoren 1111 Gedanken. Genau besehen sind es nicht die verführerischen Reize einer lockenden Fremde, die ihn antreiben, die Sachen zu packen, Essbares, ein paar Werkzeuge, das schwarze Columbus-Akkordeon. Mit dem Instrument wird er sich durchschlagen, die Musik wird ihm Türen öffnen, Herzen, hofft er. Und so wird es sein.

Er demontiert die weiße Schlafzimmermöbel, hüllt die Schranktüren in Wolldecken, um sie vor Kratzern zu schützen. Während seine Frau immer wieder mal für eine Minute Rotz und Wasser heult, Kleider

packt, den Buben tröstet und ein paar Spielsachen zusammensucht.

Martin S. schnürt die Schuhe für einen unbekannten Weg, kein prickelndes Abenteuer wird das werden, das ahnt er: Ihn plagt die schnelle Vergänglichkeit der Freiheit und vielleicht des Lebens. Unverständnis für die Ewigkeit der Bestrafung eines nie enden wollenden Krieges beschleicht ihn. Und ein Gefühl der Ohnmacht.

Doch er ist auch gespannt, was wird, was werden soll, als er hoch auf dem Leiterwagen mit Frau, Kind und Kegel drei Stunden später aus dem Hof fährt. Überall in den Gassen sieht er Bewegung, Militär, Nachbarn, Freunde. Man ruft sich kurze Sätze zu, hält die Pferde im Zaum, springt noch schnell vom Wagen, um sich von den Hinterbliebenen zu verabschieden. Für wie lange weiß keiner, niemand weiß, ob man sich je wieder sieht. Die Eltern weinen, Großmutter drückt den kleinen Günther fest an sich, putzt sich mit der Ecke ihrer Schürze mal die Tränen, mal die Nase, mal die Brille. Am liebsten würde sie den Buben gar nicht mehr loslassen. Aber sie weiß, das geht nicht.

Durch die breiten Dorfgassen schleicht auf leisen Sohlen das bleiche Licht des anbrechenden Tages und im chaotischen Hin- und Her der Menschen die Angst in vielerlei Gestalt. Flankiert vom Militär verlassen sie so in einer Wagenkolonne das Dorf in Richtung Marienfeld. Manche fluchen, einige weinen, andere singen oder blicken verstört und schweigend in den strahlendblauen Junihimmel, der sich weit über ihnen auftut so als wäre er ein riesiges Loch in dem das Leben verschwindet mitsamt den Pferdewagen. Der Himmel scheint bedrohlich.

Wohin die Reise geht, keiner konnte es ihm sagen, nicht der »Polidruck«, nicht der zurückge-



Foto: Wilhelm Weber

Nach der Ankunft

bliebene Wachsoldat mit der geladenen Kalaschnikow im Anschlag. Es ist dieses unbekannte Ziel und dieser Augenblick der Schwärze, die ihm Angst machen, das Fehlen eines Bildes von jener fremden Landschaft, die zu diesem Zeitpunkt keiner aus dem Dorf je gesehen hat und daher auch nicht wird beschreiben können. Dass der Parteiheini einer aus dem Dorf ist, macht die Sache nicht besser, die Zukunft nicht heller, den Moment nicht erträglicher.

Einen kurzen Augenblick lang hat Martin S. ein Déjà-vu. Er steht wieder in dem soeben verlassenen Haus, schnallt sich unter den wachsamem Blicken des Soldaten den Hosengürtel zu. Er überlegt, ob er den Befehlen folgen wird oder doch besser Fersengeld gibt, ausreißt, einfach flüchtet. Den Soldaten ablenken, dann raus in die Nacht, ein Satz über den Zaun zum Nachbarn, denn sportlich ist der bleistiftschlanke Martin S. schon immer gewesen, ein Sprung mitten hinein in die Dunkelheit und nichts wie weg. Aber im nächsten Moment hat er Frau und Sohn im Kopf? Was wird aus ihnen, was?

Der Soldat hegt anscheinend einen Verdacht. Er spürt ein Knistern, da liegt etwas in der Luft. Auf die Fragen, was da mitten in der Nacht geschieht, gibt er zuerst keine Antworten, dann aber sagt er, dass das gesamte Dorf umzingelt ist, dass er selbst nicht wisse, wo man die Ausgehobenen hin bringen werde. Am Bahnhof im Nachbardorf, sagt er noch, stünden Dutzende Viehwaggons. An ein Entkommen sei nicht zu denken, warnt er und Martin S. kommt es vor, als hätte ihm der blutjunge Soldat direkt ins Gehirn geblickt. Mit leiser Stimme sagte der Soldat: „*Man bringt euch weg von hier, irgendwohin, Gott weiß wohin!*“

Martin S. horcht diesem Satz nach, hat längst beschlossen, seine Familie nicht zu gefährden und sich den Befehlen zu beugen, sich bis auf weiteres zu fügen. Er ahnt nicht, was das bedeuten, ahnt nicht, wohin die Reise gehen wird.

Nach Russland, die verschleppen uns nach Russland, befürchtet seine Frau. In Windeseile zuckt dieses Gerücht durchs Dorf. Russland, die schleppen uns wieder nach Russland, wohin auch sonst!? Russland, dort werden wir alle verrecken im Staub der Geschichte.

*Bleiben wird der Staub. In den Schützengräben
Des Gedächtnisses robben die Toten
Von diesseits und jenseits*

*Der Front. Sie verloren ihre Gräber, verloren
Ihre Sprache verloren sie und
Die Rückkehr. Denn es war Krieg. Und wie der Vater,*

*So starb der Sohn und der Sohn des Sohnes, so stirbt
Auch das Sterben zum Einerlei. Die Nacht übersetzt uns
In Geräusche, in Bilder, deren Zwischenkriegsstille*

*Keiner versteht. Ein angerissenes Zündholz - Sonne,
Unter diesem Himmel fahren wir
Unheimlich, fahren und fahren im Präsens fort*

*Zu vergessen, uns zu erinnern
An das niedergetrampelte
Pronomen. Es rollen die Jahreszeiten wie Steine, die Räder
Gerädert, Viehwaggons rollen mit Haut
Und Haar, Vermutungen hinterm Maschendraht
Der Lüftung: Nach*

*Russland? Mal
Ist das Fenster blau, mal grau, je nachdem
Was der Himmel schlägt.
Es könnte sein... Nein!, sagt einer, sie reden draußen*

*Wie wir. Das Herz bleibt erregt
Stehen und horcht und hört. Wie blendet das*

*Licht in den Ritzen der Waggons. Und plötzlich drängt
Gras durch seitwärts sich öffnende Türen,
Vom Grün sprechendes Gras, Gras, das wir verstehen.*

Das wird bitter denkt Martin S. während er den Fuchs auf der rechten Seite des Gespanns leicht, fast zärtlich mit der Spitze der Lederpeitsche berührt. Russland kennt er, und wie er Russland kennt. Zuerst war er als Soldat dort, danach als Gefangener. Beide Male entkam er nur knapp dem Tod. Von Russland hatte er die Nase gestrichen voll, sein ganzes Leben lang wollte er Russland nicht mehr wiedersehen, nicht als Soldat und auch nicht als Kaufmann, denn er war gelernter Kaufmann. Russland, denkt er, das wird die Hölle.

Noch ahnte Martin S. nichts von jenem anderen Landstrich, in den es ihn und seine deutschen Landsleute, aber auch Rumänen, Serben, Bulgaren und Politische verschlagen wird. Den Begriff Bărăgan - keiner im Dorf hat je davon gehört. Wo soll das sein, in Sibirien, vielleicht in Patagonien oder bei Buxtehude?

Vom Bărăgan hat Martin S. keine Vorstellung, er kennt nichts, weiß nichts, nichts von den

heißen, trockenen Sommern in der Steppe, nichts von den erbarmungslos frostigen Wintern, die ihm ein Leben lang im Gedächtnis bleiben werden, wenn er später darüber nachdenken wird, wie er sich im Weiler *Salcîmi* (zu deutsch Aka-ziendorf) die Eiszäpfchen von den Augenbrauen gebrochen hat, wenn er in klirrender Kälte frühmorgens zur Arbeit auf die *Herghelia*, zur Pferdefarm, aufbrach, wo er als kaufmännischer Verwalter die Kantine führt. Einen Sechser im Lotto hat Gott für ihn und seine Familie gewürfelt, einen Sechser - die Kantine.

Noch hat Martin S. unterwegs nach Marienfeld nichts vom *Crivăţ* gehört, von jenem kalten, aus dem südlichen Ural-Gebirge heranbrausenden Nord-Ost-Wind, der die Disteln des Bărăgans wie eine verrückt gewordene Schafherde vor sich hertreibt und mit ihnen die Steppe fegt, dass die Staubwolken nur so in den Himmel stieben, als wollten sie als eine Art Rauchzeichen einen Protestbrief an die Regierung in Bukarest in die Lüfte schreiben, jener *Crivăţ*, der Dauerfrost und Schneestürme mit sich bringt, der Menschen und Land zu Salzsäulen erstarren lässt.

Zwar kennt Martin S. Disteln aus dem eigenen Dorf, aber Albrechtsflorer Disteln sind nie besonders zahlreich gewesen, und immer friedlich und berechenbar und heimisch, nicht wie jene durch die Weite der Steppe vagabundierenden Disteln des Bărăgans, die im Herbst wie von Furien gehetzt als große stachelige Ballen durch die Steppe jagen, gerade so als wäre der Teufel hinter ihnen her. Noch kennt Martin S. nicht jenen fremden Geruch nach Gras, um den man sich bald abends unterm Schirm der Dunkelheit versammeln wird, um zu den Klängen der Columbus zu singen: „*Nach meiner Heimat, da zieht's mich wieder, es ist die alte Heimat doch...*“.

*In der Balta singen
Die Frösche, wie verrückt singen die Frösche,
So erzählen die Männer den Frauen und Kindern,
Beim Verteilen des Wassers
Aus den Zisternen. Und überall Schilf
Und Wasser fließt!*

*„...Und alles ist ein andres doch“ -
So singen sie abends vor
Den Colibas. „Nach meiner Heimat...“,
Singen sie,*

da zieht's...!

Ein wehmütiges Lied, es geht in die Knochen, ins Herz, in die Tränendrüsen. Ringsum richten sich die Verschleppten auf, die Köpfe senkrecht in den Wind gestellt und horchen, unterbrechen

ihre Arbeit, nähern sich dem Akkordeon, um mitzusingen. Die Sänger ziehen die Töne herzerreißend und schmerzlich in die Länge. Jede Träne ist eine Note auf einem weißen Blatt Papier der Erinnerung. Als mein Vater mit einem Stück Film noch in hohen Tönen eine Art Violinstimme dazu pfeift, bleibt kein Auge mehr trocken.

Hätte ihm jemand vorher gesagt, dass er, Martin S., binnen weniger Tage mit seiner Familie im Staub der Geschichte landen würde, in einem schier endlosen trockenen Landstrich, er hätte ihn glatt für verrückt erklärt. So wird es ihm den Atem verschlagen, wenn man sie als Niemandlinge absetzt zwischen Grashalmen und Baumwollstauden, weit und breit kein Baum, kein Dach, kein Dorf. „*Von dieser Latte bis zu der anderen Latte dort drüben, steht euer Haus, das ist Hausnummer 422*“, wird ihm ein Rumäne erklären und sofort die Beine unter die Arme nehmen, weil der im Grunde friedliche Martin S. sich fluchend nach dem Spaten bückt und ihn hinter dem Manne herschleudert. Immerhin fliegt das Werkzeug nicht durch Russland, sondern durch den Bărăgan in Rumänien. Tage lang fürchteten die Menschen in den Viehwaggons sich vor Russland. Jetzt ist man zu Hause, aber nicht daheim. „*Es hätte schlimmer kommen können*“, sagt Otto B. oft und greift nach seiner Violine. Zusammen mit Martin S. machen sie Musik, spielen bekannte Lieder von daheim, Lieder der Sehnsucht: „*La Paloma*“, „*Wenn bei Capri die rote Sonne ins Meer versinkt*“. Und sie lernen rumänische Romanzen, um sich mit Musik ein Stück Brot zu verdienen.

„*La iubirea mea nebuna, n-ai vrut sa raspunzi deloc ...*“ (Auf meine verrückte Liebe wolltest du nicht überhaupt nicht erwidern...)

oder

„*Seara, cind pe cer apare luna, eu cu dragostea mea te astept intruna ...*“ (Wenn abends der Mond am Himmel erscheint, erwarte ich dich stets mit meiner Liebe ...)

Martin S. ist hingerissen zu den rumänischen Romanzen und melodiosen Liebesliedern, einige bleiben Zeit seines Lebens in seinem Repertoire. Kurz vor seinem Tod wird er in Heidelberg, es ist die letzte Station seiner Biographie, noch zum Akkordeon greifen und rumänische Romanzen spielen, Texte singen, von denen manche der neuen einheimischen Freunde kein Wort verstehen. Doch alle finden sie schön. „*Spiel noch eins, Martin!*“, sagt der eine und klopf ihm ermutigend auf die Schulter. Martin S. lässt sich nicht zweimal bitten, denn Musikant sein ist anders als eine Grippe, sagt er, die kommt und vergeht. „*Wer Musikant ist, der wird als Musikant geboren und stirbt als Musikant!*“, behauptet Vater. Alle nicken. Widerspruch regt sich nicht. Musik

wirkt auch in der Fremde, sie ist wie Chloramphenicol, sie senkt das Fieber, hemmt die Entzündungen, lindert das Heimweh und den Schmerz, wenn nachts der Crivăț durch die Träume fegt und in der Seele wütet.

Seit tausend Jahren ist der Krieg

*Aus, aber zu Ende ist er
Nicht. Angst blüht da wie Hoffnung und verblüht
Und blüht um die Wette*

*Mit Disteln und Wolfsmilch. Was wird, kritzelt Vater
Auf Zeitungspapier. Kein Baum, und so weit das Auge*

*Reicht steht Unkraut, höher als die Kinder -
Eine Stunde, zum Töten
Sich, aber wir sind, schreibt Vater, gesund und Sonne gibt's*

Mehr als genug.

Als Kind habe ich gerne bei meiner Oma im Zimmer auf dem Fußboden gelegen und in einer riesigen Schachtel gewühlt, die voller Fotos war. So gut wie nichts ist davon übrig geblieben.

Schuld daran ist mein Vater. Kurz vor unserer Ausreise aus Rumänien hat er 1987 - ohne jemandem vorher ein Wort zu sagen - eines Tages im Hof ein Feuer entzündet und fast alle Bilder darin verbrannt. Er durfte die Fotos nicht mitnehmen, für jedes hätte es eine Genehmigung des Banater Museums gebraucht, hatte man ihm gesagt, und zurücklassen wollte er sie nicht. Im Feuer sah er fatalerweise die Rettung. So verbrannte er Erinnerungen, seine, meine und unsere.

Es gibt von mir nur noch ein einziges Foto vom Bărăgan. Es ist ein weites Feld darauf zu sehen und davor stehe ich in einem nagelneuen dunklen Baumwollanzug mit einem darauf gestickten Storch auf der Brust neben einem roten Dreirad, auf dessen Holzsattel ich mich mit der rechten Hand abstützte, als wäre ich der Kaiser von China, obwohl ich mich daran vermutlich nur festhalte. Ich bin etwas größer als das Dreirad, nicht viel größer, aber größer, mollig und mit einer hinreißenden Frisur aus werdenden Haaren. Von unten blickt ich schief hoch zum Fotografen, stolzer Besitzer eines roten Fahrrades. Hinter mir zu sehen ist nur ein geweißtes Bäumchen, so dünn wie der Arm eines Kindes und dahinter endloses Land so weit der Himmel reicht.

Das Dreirad hat Großmutter aus dem Banat gebracht und sie hat mehrere Milizmänner bestochen, weil die sie nicht durchlassen und ein Auge auf das schnuckelige Fahrrad geworfen hatten. Großmutter besaß überhaupt keine Papiere, keinen gültigen Passierschein, um uns auf dem

Bărăgan zu besuchen. Aber sie hatte Mut, Entschlossenheit und Geld und als alleinerziehende Gastwirtin, Tanzsaal- und Kegelbahnbesitzerin war sie es gewohnt, sich in der harten Welt der Männer durchzusetzen. Ihren Enkel wollte sie an seinem ersten Geburtstag sehen. Wer sollte sie davon abhalten?

Als sie dann in Salcîmi vor dem Hause 422 stand und mich zum ersten Mal sah, war sie ziemlich erschrocken und soll Mutter zugerufen haben „Aber Lent-schi, der ist ja schwarz!“ Mein sechs Jahre älterer Bruder Günther und sein Freund Helmuth Anger hatten mich wieder einmal auf Besenreisern sitzend als meine Paradeperle durch den Staub der Straße und der Geschichte gezogen. Ich hätte aus lauter Freude gejauchzt, berichten Zeugen. „Nur noch das Weiße in den Augen hat geleuchtet“, erzählt mir Großmutter viele Jahre später. Als Mutter mir daraufhin den fingerdick auf mir klebenden Staub abgewaschen hat, atmet Oma auf und war mit dem zum Vorschein kommenden Ergebnis sehr zufrieden. „So, jetzt sieht er aus wie ein Mensch!“, lautet ihr Befund. Und dieses kleine Menschlein war Besitzer eines großen roten Fahrrads mit drei Rädern, auf das alle mit Neid blickten. „So etwas hat der Bărăgan noch nicht gesehen“, kommentierte Oma voller Stolz.



Horst Samson mit seinem Dreirad im Bărăgan

*Die Steppe lebt wie
Trotzdem und die Disteln machen sich fertig -
Was niemand ahnt - für den Weg
Durch den Bărăgan. Irgend
Wo stiegen wir ein, stiegen aus, stiegen nicht
Ein, nicht aus, wohnten im Plötzlich! Jahrtausende*

*Vergehen und wir leben schon
Geschützt unterm Gras, im Erdreich leben wir
Und die Kinder, sie dürfen spielen
Auf dem weißen Spiegeltisch,
Dem mütterlichen Heiligtum von gestern. So vergehen
Die Tage, und sind Wochen, die Wochen
Und sind Monate, und die Jahre, sie werden
Verwohnt und kriechen blind wie Maulwürfe, wir*

*Im Loch:
Ein tiefes Loch,
Ein schwarzes Loch,
Ein Doch in der Erde -
„Domiciliu obligatoriu“ - Zwangsaufenthalt
In der Ewigkeit*

*Ist es schwarz,
Ist es tief,
Ist es loch, brennen*

Die Kerzen nieder, stillen den Durst.

Als ich flügge war, begann ich mich für den Bărăgan als Landstrich meiner Geburt zu interessieren. Ich entdeckte den Schriftsteller Panait Istrati und seinen Roman: „Die Disteln des Bărăgans“. Darin schreibt er: „Wenn der Herbst kommt, lebt die weite muntenische Donauheide einen Monat lang wieder ihr jahrtausendealtes Dasein. Just am Tage des Heiligen Pantelimon setzt es ein. Da fegt der aus Russland kommende Wind, wir nennen ihn Muscal oder Crivăţ, mit seinem eisigen Atem über die endlosen Weiten; und da die Erde noch glüht wie ein Backofen, hat der Muscal, woran er sich die Zähne ausbrechen kann. Und wenn schon! Der Storch, seit Tagen nachdenklich gestimmt, blickt in den Wind, der ihm das Gefieder zaust – und schon ist er auf und davon, den warmen Ländern entgegen, denn für die Zärtlichkeiten des Muscal hat er nichts übrig. Der Aufbruch dieses allgemein geachteten, auf dem Lande fast gefürchteten Vogels - er bringt dir im Schnabel das Feuer ins Dach, wenn du sein Nest zerstörst -, sein Aufbruch also, erwartet und abgepasst von den Bauern an der lalomiţa und um Brăila, setzt der Herrschaft des Menschen über die benedelte Scholle ein Ende.“

Und der Bărăgan übernimmt das Regiment. Während die Störche sich mit kräftigem Flügel-

schlag in die Lüfte heben und dem um diese Jahreszeit noch unwirtlicheren Landstrich die Füße im Flug zukehren, sind die Menschen auf dem Boden des Schicksals angekommen. Am liebsten würden sie wie Adebard davon fliegen, nur wie? Zuerst glauben sie, dass man sie in dem endlosen Land mit Kind und Kegel nie und nimmer festhalten wird, sondern wenn der Herbst kommt, wird man sie wieder in die Waggons verfrachten und heimschicken ins Banat, denn wie sollten sie im Bărăgan, diesem rauen „Niemandland“, überleben. So weit das Auge reicht nichts als Baumwolle. Wie sollen wir hier leben, überleben in dieser sengenden Hitze, ohne Wasser, ohne Dach überm Kopf. Doch die Warner, die über solche Uneinsichtigkeit nur zynisch die Nase rümpfen, werden immer lauter und mehr. Wir werden hier überwintern müssen, sagen sie. Und sie beginnen sich in ihrer Unbehaustheit einzurichten. Zuerst hilft ein Erdloch, um darin zu wohnen, dann eine kleine *Coliba*, eine Hütte, schließlich bildet man Gruppen, schlägt Steine aus Lehm und Gras, baut sich gegenseitig die Häuser.

Herbsttag

Von Rainer Maria Rilke

*Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.
Leg deinen Schatten auf die Sonnenuhren,
und auf den Fluren lass die Winde los.*

*Befiehl den letzten Früchten, voll zu sein;
gib ihnen noch zwei südlichere Tage,
dränge sie zur Vollendung hin, und jage
die letzte Süße in den schweren Wein.*

*Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr.
Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben,
wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben
und wird in den Alleen hin und her
unruhig wandern, wenn die Blätter treiben.*

(21.9.1902, Paris)

Jedes Mal wenn ich mir dieses Gedicht aufsa-ge, bin ich in Gedanken im Bărăgan. Vielleicht liegt es an den Reizworten Wind oder Haus, vielleicht an den treibenden Blättern, an dem großen poetischen Exkurs über existentielle Einsamkeit. Wer sich jetzt kein Haus baut, baut sich keines mehr, er wird alleine bleiben und mit den Disteln ins Jenseits treiben. Der Bărăgan versteht keinen Spaß. Wer hier leichtsinnig glaubt, den Winter unter Gottes Gewölbe zu überstehen, der ist schneller im Himmel als er bis drei zählen kann.

Meisterhaft hat Panait Istrati diesem Landstrich mit seinem Roman „Die Disteln des Bărăgans“ ein literarisches Denkmal gesetzt: „Seit Menschengedenken breitet sich der Bărăgan zwischen der wehmütigen Ialomița und der mürrischen Donau über das sonnenversengte Land. Das ganze Frühjahr und den Sommer hindurch steht er in tückischem Kleinkrieg mit den arbeitsamen Menschen. Die liebt er nicht und verwehrt ihnen jeglichen Wohlstand — außer vielleicht der Gunst, herumzustreifen und aus vollem Halse zu brüllen. Daher auch die bei den Rumänen verbreitete Redewendung, wenn einer öffentlich sich allzu viel herausnimmt: ‚Hör mal, mein Lieber, glaubst wohl, du bist hier auf dem Bărăgan...?‘ Denn der Bărăgan ist einsam. Auf seinem breiten Rücken wächst kein Baum, und von einem Brunnen bis zum nächsten hast du reichlich Zeit, vor Durst umzukommen...“

An Träumen ist diese Gegend reich gesegnet, sie sind so zahlreich wie die Baumwollstauden. Das merken die Deportierten buchstäblich schon in den ersten Tagen und Nächten, als sie aufgescheucht durch ihre Träume irren, obwohl ihnen alle Knochen weh tun vom Pflücken der Baumwolle. Diese Träume sind Fasane der Nacht, unerbittlich von der Realität bejagt. Aber zum Wegtauchen, Rumhängen und Schwadronieren taugen solche Zeiten nicht, denn es sind keine Zeiten, in denen der Mensch ungetrübt lebt, sondern Tage, an denen er im Trüben überlebt. Die Zeit bewegt sich hier rund um die Uhr auf die Menschen zu wie ein großes Zahnrad, das sie nachts im Schlaf erdrücken, zermalmen will. Und die Zeiger rücken voran, drehen sich durch die Geschichte dem September zu.

Es muss etwas geschehen, bevor der Winter mit Eiseskälte über Land und Leute herfällt, um die Menschen für ihren Leichtsinn, für ihr naives Hoffen zu bestrafen und sie mit dem Crivăț zu züchtigen und von ihm auspeitschen zu lassen. Immer mehr machen sich an die Arbeit, ihr Dorf zu bauen, jenes Dorf Salcîmi, das sich - kaum wird es verlassen sein - die Einöde wieder zurückholt und die Häuser aus geschlagenem Lehm zu Staub zerbröckelt, Staub, den der Crivăț dann in alle Winde

zerstreuen wird, so als hätte ihm der Bărăgan den Auftrag erteilt, alle Spuren der Geschichte zu verwischen und sie im Staub der Irrungen und Wirrungen zu ersticken. Wo keine Zeugen mehr sind, dort ist nichts geschehen.

Geschichte vom Frühjahr in der Steppe

manchmal weißgott scheint mir so
als hätte ich ein dach überm kopf
als besäße ich ein haus ein dorf fast
in dem man geboren werden darf
ein dorf das nicht verschwindet das bleibt
angefressene erinnerung
doch wer kommt schon um diese deportierten herum
wenn er geboren ist
im sternkreiszeichen des koffers
wen gehts warum was an
die gerüchte zwischen heimatzwiebeln gedeihen
sie wachsen über nacht
und die leute leben davon länger
oder nicht so lange wie lehmziegel
und die kleinen schwaben schießen
unbemerkt in die höhe wie ihre väter
wie eisenkraut
der milizchef trägt keine schuld am hiersein
der bürgermeister auch nicht
und der andere sagt
dass die erde auch da schwarz sei
und der himmel offen
aus der hauptstadt bringen sie sand in säcken
von zu hause schicken sie regen in den briefen
dann kalten wind und schnee
wenns wahr ist sollen jetzt die bäume daheim
wieder grün sein
wer hätte das gedacht
wie ein funke geht durch den weiler das überleben



Foto: Wilhelm Weber

**Dalga im Winter 1953 /54, von der Außenwelt abgeschnitten
und von der Welt vergessen.**

Und der Herbst hat freie Hand. Schon lösen sich die Disteln unter ersten Windstößen, legen langsam los, treiben schneller und schneller am Dorfe vorbei, quer durch die Steppe in Staubwolken gehüllt, vergrößern sich beim Rollen zu Ballen, die dahinfegen wie von der Kette gelassene Windhunde, aber zum Glück an den Baumreihen hängen bleiben, die in größeren Abständen die Landschaft durchteilen, um die Disteln und den Schnee zu bremsen. Von dort sammeln die Menschen die Disteln, dieses braune Gelichter ein, mühen sich ab mit dem kratzigen Zeug, es im Hofe zu großen Haufen übereinander zu schichten und diese mit Steinen zu beschweren, damit nicht der Wind sich die Vagabunden zurückholt. Die Disteln schickt ihnen Herbst der Herrgott persönlich. Es ist ein Geschenk durch das die Ausgesetzten den Winter überleben, auch wenn der Crivăț noch so bedrohlich durch Fugen und Ritzen in den Hauswänden pfeift. Die Disteln sind für die Menschen im Bărăgan nichts anderes als eine natürliche Lebensversicherung. Jeder braucht sie, die rollenden „Windhexen“, denn sie brennen knisternd wie der Teufel, erhitzen Herd, Haus oder Hütte.

*Der Sieg ist eine Weltanschauung,
In der Steppe grasen
Die Helden, grasen*

Den Sieg ab. Die Niederlagen

*Ändern sich verglichen mit Niederlagen
Nie. Auf weiter Flur*

*Hat der Himmel kein Wort
Auf Lager, das Loch kein Fenster,
Hat keine Tür. Fort*

*Während geht die Sonne auf
Und unter*

Im Claire-obscure.

Geradezu hymnisch und liebevoll hat Panait Istrati die Disteln großartig beschrieben, hat sie virtuos besungen und sie für immer ins Gedächtnis der Literatur eingebrannt. Hören Sie mal zu:

„Die Disteln, um die es hier geht, kriechen gleich nach der Schneeschmelze aus der Erde, wie kleine Pilze, ähnlich den Morcheln. In knapp einer Woche haben sie, wenn es warm ist, den Boden überzogen.

Das ist aber auch alles, was der Bărăgan auf seinem Buckel duldet. Wohl duldet er auch noch die Schafherden, die nach diesen Disteln gieren und sie eifrig abrupfen. Aber je mehr sie davon abrupfen, desto schneller wachsen die Disteln, werden runder und runder und erreichen die Ausmaße einer dickbäuchigen Korbflasche. Dann wollen die Schafe nichts mehr von ihnen wissen, sie lassen sie stehen, denn nun stehen die Disteln entsetzlich. Es weiß sich zu wehren, das verheufelte Unkraut! Wie das Unkraut unter den Manischen: je nutzloser es ist, um so erbitterter weiß es sich zu wehren. Doch was wissen wir schon, was in dieser Welt nützlich oder unnützlich ist? ...“

Dann fällt der Crivăț über sie her.

„Mit einem leisen Knacken ist der Stengel dicht über der Wurzel gebrochen, wie abgemäht. Die Stachelbälle geraten ins Rollen zu Tausenden und Abertausenden. Die große Distelwanderung ist da und die Alten sehen durchs Fenster zu und sagen: ‚Sie kommen Gott weiß woher und gehen Gott weiß wohin.‘“

Und nach den Disteln, so erzählt Vater, bläst sich der Crivăț auf. Mit viel Gefauche treibt er Kälte und Schnee herbei, Unmengen von Schnee, Berge von Schnee, treibt ihn wütend vor sich hin, zornig vor sich her. Bei ganz schlechter Laune lässt sich der Crivăț wie ein Grobian an uns Deportierten aus, gebärt sich wie ein Wilder, der uns ohne pardon von dieser Welt blasen will. Dann überhäuft er uns mit dem weißen Stoff so lange bis uns Hören und Sehen vergeht und in der zugeschneiten Hütte nur noch das grenzenlose Schweigen des Vaters die Stille des Bărăgans zerbricht. Und wir Kinder halten ängstlich den Atem an, denn wie der Bărăgan so ist auch der Crivăț unberechenbar, ein Killer, gerissen wie Hannibal Hector. Keiner weiß, was ihm im nächsten Augenblick einfällt, vielleicht reißt er einfach das Dach mit sich fort, vielleicht sogar das ganze Haus, wenn wir Kinder nicht innig genug beten. Denn beten hilft, sagen die Alten, und murmeln uns Anrufungstexte und Fürbitten vor. Aber wer kann



Nachbarschaftshilfe war im Winter 1953/54 lebensrettend.

Foto: Wilhelm Weber

schon seelenruhig beten, wenn der Schnee sich luftdicht über die Hütte stülpt, Türen und Fenster versiegelt, und droht, alles Leben unter sich zu ersticken und auszulöschen. Dann muss Vater durch den Rauchfang raus, um die glitzernde Bestie draußen vor der Tür zu verschrecken, sie mit der Schneeschaukel zu verjagen wie einen tollwütigen Hund.

Schneehütte

*auch vater gehörte zu ihnen
zu jenen namenlosen
die ihr heim so oft entdecken durften
dass sie der schnee bereits langweilte
ehe der arbeitstag begann
schaufelten sie ihr haus frei
schrieben verbissen ihr tagebuch
„heute
den vierundzwanzigsten jänner
wider durch den rauffang
gekleidert ...
zweiter feber
bei rumänischen grohsbauer
kindsdaufe gespiht
bauer hügel
hat heite seinen knecht geholten
um nicht zu fergessen
schreibe ichs auf*

*so fiel verdihnt
wie mein monatsgehalt ...“
und sie vergaßen nicht
durch den schweiß einen weg zu schaufeln*

*selbstverständlich heulte der wind
die schultern beladen mit
dächern
kindergeschrei
pferdemist
träumen*

*von schnürschuhen
und brennholz
und schwarzbrot*

*und vater ist überhaupt nicht sicher
ob er damals an heimkehr dachte*

Für Heimweh, was immer das ist, war keine Zeit. Es galt Wurzeln zu schlagen in jenem fremden Landstrich, anfangs argwöhnisch beäugt von den Einheimischen, deren Siedlungen die neuen Dörfer umspannen. Wir wussten nichts von ihnen, sie nichts von uns. Verbrecher, Wüstlinge und gefährliche Taugenichtse wären wir, hatte man in den rumänischen Dörfern verbreitet, man möge sich ja fern von uns halten, die wir in den Per-

sonalausweisen den Stempel „D.O.“ führten, was „Domiciliu obligatoriu“ bedeutet Zwangsaufenthalt, Zangsaufenthalt in der Ewigkeit.

Und so grenzenlos uns Kindern der Bărăgan auch schien, so begrenzt war der Bewegungsradius für die Erwachsenen. Wer jenseits der zugelassenen Zonen von einem Milizmann erwischt wurde, der hatte nichts zu lachen. Und so wucherte in allen der Wunsch nach Freiheit, nach Freisein und irgendwann auch nach Heimkehr, „... denn nichts ist schlimmer“, schreibt Panait Istrati, „als dumpf an ein und demselben Orte dahinzuleben – und dabei die ganze Welt zu lieben!“

(Juni 2011)

*** Die verwendeten Gedichte stammen aus dem Poem „La Victoire“ (Lyrikedition 2000, München, 2003) und aus dem Gedichtband „Und wenn du willst, vergiss“ von Horst Samson (Pop Verlag, Ludwigsburg, 2010)



Der Schriftsteller Horst Samson ist im Juni 1954, im Weiler Salcimi im Bărăgan/ Rumänien geboren (während der Deportation der Eltern - sie stammen aus dem Banater Dorf Albrechtsflor / Kleintermin). Er ist von Beruf Lehrer und Diplom-Journalist. Bücher: „Der blaue Wasserjunge“ - Facla Verlag, Temeswar, 1978; „Tiefflug“ - Dacia Verlag, Klausenburg, 1981; „Reibfläche“ - Kriterion Verlag, Bukarest 1982; „Lebraum“ - Dacia Verlag, Klausenburg, 1985; „Wer springt schon aus der Schiene“ - Nosmas Verlag, Privatdruck 1991; „Was noch blieb von Edom“ - Nosmas Verlag, signierte und nummerierte Auflage, 300 Ex., 1995 (vergriffen). „La Victoire. Poem“ - Lyrikedition 2000, Hrg.: Heinz Ludwig Arnold, ISBN 3-935877-56-0, 2003; "Und wenn du willst, vergiss", Gedichte - Pop Verlag Ludwigsburg, 2010, ISBN 987-3-937139-92-0.

Wallfahrt der Banater Schwaben nach Maria Radna „Maria, Mutter der Gnaden“ in den Mittelpunkt gestellt

von Erwin Josef Tigla

In der Organisation der Pfarrei »Maria, Mutter der Gnaden« in Radna an der Marosch (Kreis Arad), der Landsmannschaft der Banater Schwaben in München, des Gerhardforums der Banater Schwaben und der Kulturreferentin am Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm/Deutschland, fand im Banat, am 1. und 2. August 2011, die Veranstaltungsreihe „*Neue Wege für Maria Radna*“ statt.

Im Faltbogen der Veranstaltungsreihe, von Habenicht Architekten/HesyDesign realisiert, stand folgender Text zu lesen:

»Das Kloster Maria Radna mit der Wallfahrtskirche Maria, Mutter der Gnaden geht auf eine Gründung der Franziskaner von 1325 in Lipova zurück. Während der Zeit der Habsburger war die Gnadenkirche von Maria Radna der Wallfahrtsort im östlichen Teil der Donaumonarchie.

Der größte Teil des Klosters wurde in der Zeit des Kommunismus verstaatlicht und als Altenheim genutzt. Das Klostergebäude wurde 2006 restituiert, an die Römisch-Katholische Diözese Temeswar übergeben und steht seither weitgehend leer. Wegen der großen Ausmaße und der zahlreichen Schäden an den Gebäuden kann das Vorhaben, diese ihrer Bedeutung entsprechend zu restaurieren und den Wallfahrtsort zu revitalisieren, nur in einem Projekt unter Einbeziehung einer breiten Trägerschaft gelingen. Zur Umsetzung dieses großen Vorhabens wurde 2009 vom Bischöflichen Ordinariat die Ausarbeitung eines Förderantrags im Zuge der *EU-Entwicklungsfonds für Regionale Entwicklung POR* in Auftrag gegeben und von der zuständigen Agentur für Regionalentwicklung ADR Vest 2010 genehmigt.

Mit der Durchführung des Projektes soll nach Unterzeichnung der Finanzierungsverträge noch in diesem Jahr begonnen werden. Wenn die Arbeiten 2015 nach Plan abgeschlossen sind, soll zu den Feierlichkeiten anlässlich der Neueinweihung der Basilika, Papst Benedikt XVI. nach Maria Radna eingeladen werden.

Das Projekt hat positive Auswirkungen auf Wirtschafts- und Arbeitsmarktstruktur der Region. Den umliegenden Gemeinden erschließen sich zusätzliche finanzielle Quellen. Für die Gegend bedeutet das eine Steigerung der touristischen Attraktivität, gleichzeitig kann der Kirchen- und Klosterkomplex sich in die Kette hochrangiger sakraler Gebäude Rumäniens einreihen: Von Westeuropa aus betrachtet kann die Basilica Minor Maria Radna Startpunkt einer spirituellen Route von Lipova - Radna über die Kirchenburgen Siebenbürgens zu den Klöstern der Moldau und der Südbukowina werden.«

Das war auch die Premise, von der, am 1. August, vormittags, im Temeswarer *Adam Müller-Guttenbrunn*-Haus Impulsvorträge und Diskussionen ausgegangen sind.

Nach der Eröffnung der Tagung durch Domherr Pfr. Andreas Reinholz und Grußworte seitens der Mitveranstalter (u.a. Domherr Pfr. Johann Dirschl, Generalvikar der Römisch-Katholischen Diözese Temeswar, Prof. Ovidiu Victor Ganț, Abgeordneter des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien in der Abgeordnetenversammlung des Rumänischen Parlaments, Peter Dieter Leber, Bundesobmann der Landsmannschaft der Banater Schwaben e.V. und Dr. Franz Metz, Gerhardforum der Banater Schwaben e.V.),

wurden in der ersten Halbzeit des Vormittags mehrere Vorträge zum Gehör gebracht: ♦ „*Denkmale: Lust und Last; Werte und Konzepte für ihren Erhalt*“, von Architekt Dr. Ing. Hannes Eckert, Karlsruhe/Deutschland; ♦ „*Kunsthistorische Betrachtung: Maria Radna*“, von Kunsthistorikerin Dr. Swantje Volkmann, Ulm/Deutschland; ♦ „*Geschichte und Zukunft des Wallfahrtsortes: EU-Projekt Maria Radna*“, von Architekt Herbert Habenicht, München und Temeswar; ♦ „*Das neue Wallfahrtsmuseum Radna*“, von Kunsthistoriker Dr. M.A. Frank Thomas Ziegler, Hermannstadt.

In der zweiten Halbzeit folgten folgende Vorträge: ♦ „*Freizeit im Horizont neuer Wertvorstellungen*“, von Luftverkehrskaufmann Peter F. Huppert, Rodgau/Deutschland; ♦



Die Teilnehmer der Tagung bei der Besichtigung des verfallenen Klosters zu Maria Radna

„Tourismus im Banat: Ein Ist-Zustand“, von Reiseverkehrskauffrau Ramona Lambing, Saarbrücken und Temeswar; ♦ „Kirche und Tourismus“, von Dipl.-Kfm. Adolf Meinung, Koblenz/Deutschland; ♦ Ein Vortrag mit dem Thema *Management im Tourismus*, von Mag. Georg Steiner, Tourismusdirektor der Landeshauptstadt Linz/Österreich.

Nach dem Mittagessen folgte eine Diskussionsrunde mit interessanten Fragen und Antworten. Am Nachmittag fuhren die Teilnehmer nach Radna an der Marosch, um die Wallfahrtskirche und die Klosteranlage zu besichtigen.

Unter der Führung des Domherrn Pfr. Andreas Reinholz konnten sich die Teilnehmer einen Eindruck zum jetzigen Stand der Basilica Minor und der Klosteranlage von Maria Radna machen.

Der Höhepunkt des zweiten Tages, des 2. August 2011, war die Deutsche Wallfahrt, zum ersten Mal in dieser Form organisiert, in Erinnerung an die vielen deutschen Wallfahrten, die bis noch vor der massiven Auswanderung der Banater Deutschen, Richtung deutschen Sprachraum, stattgefunden haben.

Am 2. August steht im römisch-katholischen Kalender der Festtag »Portiuncula«. Das »Porti-



Die Teilnehmer der Tagung bei der Besichtigung des verfallenen Klosters zu Maria Radna

uncula«-Fest geht zurück auf die Gewährung eines Ablasses für den Besuch der kleinen Kirche *Santa Maria degli Angeli*, (Unserer lieben Frau von den Engeln), die von Franziskus von Assisi nahe seiner Heimatstadt benutzt wurde. Franziskus nannte sie »Portiuncula« (kleines Fleckchen), und baute daneben zunächst bescheidene Hütten, woraus später ein Haus und das Stammkloster der Franziskaner wurde. Papst Honorius III. bewilligte diesen Ablass auf Bitten von Franziskus, im Jahr 1223 auf ewige Zeiten, und setzte ihn auf den 2. August fest. Dieser Ablass wurde feierlich in der Kirche *Santa Maria degli Angeli* verkündigt, nachdem zuvor Franziskus selbst eine feurige Rede gehalten hatte.

Das Programm der Deutschen Wallfahrt begann mit dem Rosenkranzgebet in der Wallfahrtskirche. Um 11:00 Uhr begann das Pontificalhochamt. Hauptzelebrenten waren Dr. Ludwig Schick, Erzbischof von Bamberg und zugleich Vorsitzender der Kommission Weltkirche der Deutschen Bischofskonferenz, und Dr. h. c. Martin Roos, Diözesanbischof von Temeswar.

Weitere anwesende Pfarrer und Mitzelebrenten waren Domherr Msgr. Andreas Reinholz, zugleich auch Dechant von Pankota und Pfarrer der Wallfahrtskirche in Radna, Pfr. Nikola Laus, Diözesanökonom, Pfr. Markus Günther, Dechant von Neuhoof-Großenlöder in der römisch-katholischen Diözese Fulda/Deutschland, Mathes Dirschl, Pfarrer von Neuarad, Pfr. Robert Dürbach, früher Hatzfeld, heute Pfarrer in Uhingen/Deutschland, Martin Jäger, Pfarrer in Anina und Steierdorf, Domherr Msgr. Árpád Király, Dechant von Arad und Pfarrer in Arad - Schega, sowie Ioan Ciuraru, Pfarrer in Pankota.

Die Predigt hielt Studiendirektor Pfr. Peter Zillich (Weiden/Deutschland), Bischöflicher Beauftragter für Heimatvertriebenen und Aussiedler in der Diözese Regensburg.



Beginn der eucharistischen Prozession mit Erzbischof Dr. Schick, Bischof Martin Roos und zahlreichen Priestern

An der Orgel spielte Dr. Franz Metz. Die wunderschönen alten Marienlieder wurden nicht nur von der Orgel begleitet, sondern auch teilweise von der Blaskapelle der Siebenbürger Musikanten aus Rüsselsheim, Hessen/Deutschland.

Nach dem Hochamt folgte eine Prozession mit dem Allerheiligsten Altarsakrament und den Marienmädchen aus Sanktanna (Kreis Arad), von der Kirche aus bis zur Lourdes-Kapelle und danach wieder zurück in die Kirche.

Traditionsgemäß folgte am frühen Nachmittag der Kreuzweg auf dem Kalvarienberg mit Domkapitular Msgr. Andreas Reinholz (Maria Radna), Studiendirektor Pfr. Peter Zillich (Weiden/Deutschland) und Pfr. Martin Jäger (Anina und Steierdorf, Banater Bergland). An der Deutschen Wallfahrt nahmen aus dem Banater Bergland Wallfahrer aus Steierdorf/Anina und Reschitza teil.

Ich fand es sehr begrüßenswert, dass man diese erste Tagung mit dem Brennpunkt Maria Radna im Banat organisierte. Somit wurde die Möglichkeit gegeben, dem hiesigen breiten Publikum diese traditionsverbundene Wallfahrtskirche des Banats näher zu bringen, die heutigen Probleme bekannt zu machen, gemeinsame Wege zu finden, in erster Reihe zur Materialisierung des großen Vorhabens bis 2015 zu verhelfen. Dass diese Tagung in deutscher Sprache stattfand, das begrüße ich umso mehr!

Was mich persönlich in diesen zwei Tagen bewegt hat: Das Wachrufen in mir von Erinnerungen aus meiner Kindszeit, als ich jährlich, am 14. und 15. August, mit den Wallfahrern der „Maria Schnee“-Pfarrei, nach Radna pilgerte, mit dem Zug über Temeswar...

So gut, als wenn es jetzt passiert wäre, erinnere ich mich an die Fahrten zwischen Temeswar und Radna, als die Leute nicht einmal Stehplätze mehr im Zug fanden. Viele blieben unten, als der Zug losfuhr... Ich erinnere mich an den Einzug am jeweiligen 14. August der Jahrmarkter Wallfahrer mit der Blasmusik in die Gnadenkirche, so dass alle, von allen Windrichtungen, zur Kirche herbeieilten, um die Jahrmarkter zu begrüßen und mit ihnen die Mutter Gottes um Segen und Heil anzubeten. Ergreifend waren diese Momente, die unbeschreiblich für mich bleiben...

Ich erinnere mich an die Nacht von den jeweiligen 14. auf den 15. August, als wir alle, für wenig Geld, in den Häusern um der Wallfahrtskirche, auf dem Boden, mit nur einer Decke unter uns oder bedeckt, übernachteten, und auch noch froh waren, dass wir das gefunden hatten und nicht unter dem freien Himmel, manchmal auch im Regen, übernachten mussten.

Oder erinnere ich mich an die ununterbrochenen Gottesdienste am 15. August, am Hochfest Mariä Himmelfahrt, als in den verschiedenen Sprachen der Minderheiten aus der Temeswarer Diözese zelebriert, gebetet und gesungen wurde, und, nicht zuletzt, an das große deutsche Hochamt, als die Jahrmarkter wieder mit ihrer Blasmusik alle bis zu Tränen bewegten...

Auch am Pontifikalamt der Deutschen Wallfahrt vom 2. August 2011 war ich zutiefst bewegt! Ja, das erinnerte mich an Jahre, die nicht mehr zurückkommen...

Für mich persönlich bedeutet unser kleines Wallfahrtskirchlein »Maria Fels« in *Deutsch-Tschiklowa* bei Orawitza das Herz des Banater Berglands, die Wallfahrtskirche »Maria, die Mutter der Gnaden« von Maria Radna aber, das Herz des historischen Banats. Deshalb wünsche ich mir, dass beide Wallfahrtskirchen Anziehungskraft für noch viele Generationen in der Zukunft darstellen mögen!

Hiermit gratuliere ich herzlichst den Urhebern dieses neuen Impulses zur Wiederbelebung dieser Wallfahrtskirche samt Kloster, bin auch der Hoffnung, dass neue Wege gefunden werden müssen, Wallfahrtskirche und Klosteranlage bestens zu revitalisieren!



Marienmädchen aus Sanktanna bei der Deutschen Wallfahrt

Ein bisschen Radna in München

Partnerschaft zweier Wallfahrtsorte über Grenzen hinweg

von Walter Wolf

Maria Radna in München? Kann das sein? Am letzten Augustsonntag konnte man diesen Eindruck gewinnen, in der Münchener Wallfahrtskirche Maria Ramersdorf. Hier erklangen die vertrauten Radna-Lieder, wie sie jeder Banater Schwabe noch von den Wallfahrten in der alten Heimat in Erinnerung hat, hier sprach der Erzdechant der Kathedrale Maria Radna zu den zahlreichen Festgottesdienstbesuchern – unter ihnen viele Banater Schwaben –, hier stand eine Kopie des Gnadenbildes von Maria Radna an einem Ehrenplatz vor dem Altar.

In den letzten Jahren war die Wallfahrtskirche Maria Ramersdorf in München immer wieder Anlaufstelle für viele Marienverehrer unter den Banater Schwaben. Maiandachten und Gottesdienste, besonders während des Frauendreißigers, machten auch für unsere Landsleute diese Kirche zum Pilgerziel. Es ist die Zeitspanne zwischen den Festen Mariä Himmelfahrt am 15. August und Mariä Namen am 12. September, die im Veranstaltungskalender der katholischen Kirche als besondere Gnadenzeit Eingang gefunden hat. Am 28. August war es jedoch ein besonderes Ereignis, das die Christen von nah und fern hier zusammenführte: Im Rahmen eines Festgottesdienstes wurde eine Partnerschaft zwischen zwei Wallfahrtsorten besiegelt, eine freundschaftliche Verbindung zwischen Maria Radna im Banat und Maria Ramersdorf in Bayern. Sowohl der Erzbischof des Bistums München-Freising, Kardinal Dr. Reinhard Marx, wie auch Diözesanbischof Martin Roos in Temeswar haben diese Partnerschaft befürwortet. Sie kam zustande auf Initiative des Gerhardforums Banater Schwaben (Vorsitzender Dr. Franz Metz), des Münchener Pfarrverbandes Sankt Pius – Maria Ramersdorf (Pfarrer Harald Wechselberger) und des Visitators der Donauschwaben und Deutschen aus Südosteuropa, Erzbischöflicher Geistlicher Rat Andreas Straub.

In einem Grußwort des Temeswarer Bischofs Martin Roos, das beim Festgottesdienst vorgelesen wurde, gab dieser seiner Freude

Ausdruck, dass Marienverehrer über Grenzen hinweg zusammengefunden haben und in freundschaftlicher Verbundenheit ihren Glauben leben: „Durch die Initiative einiger getreuer Marienverehrer kam die Partnerschaft zwischen Maria-Ramersdorf in der Erzdiözese München und Freising sowie Maria Radna in unserem Bistum Temeswar zustande. Beides alte Wallfahrtsorte seit Jahrhunderten – und zugleich vielbesuchte Gnadenorte. Diese Initiative hat nun neben der Zustimmung beider Ordinariate auch darin ihren Ausdruck gefunden, dass eine Kopie der Radnaer Karmel-Madonna einen Platz in der Pfarrkirche zu München-Ramersdorf erhalten soll. Für unseren bescheidenen Wallfahrtsort ist dies eine hohe Ehre, denn weder historisch, noch was die künstlerische Ausstattung oder die Bedeutung des Ortes betrifft, kann Radna mit Ramersdorf mithalten. Wir wissen dieses Entgegenkommen von Pfarrer Harald Wechselberger und erst recht von seiten des Erzbischöflichen Ordinariats München und Freising sehr zu schätzen und fühlen uns auch für die Zukunft in die Pflicht genommen. Dafür sind wir von Herzen dankbar und froh, denn die Verehrung der Gottesmutter in der Kirche kennt ohnehin keine Grenzen. Zur Segnung der Kopie des Gnadenbildes von Maria Radna habe ich unseren Domkapitular Andreas Reinholz, den derzeitigen Pfarrer von Maria Radna, beauftragt, der auch zu den Initiatoren der Partnerschaft zwischen beiden Wallfahrtskirchen



Msgr. Andreas Straub und Domkapitular Andreas Reinholz vor der Segnung des Gnadenbildes von Maria Radna

gehört. Diesem Auftrag schließt sich auch mein herzlicher Segenswunsch an alle an, die bei der Feier anwesend sind, an die Gemeinde Maria-Ramersdorf mit ihrem Pfarrer, an alle Landsleute, die aus dem Bistum Temeswar in den deutschen Bistümern und Ländern eine neue Heimat gefunden haben, und nicht zuletzt an alle anwesenden Mitbrüder im priesterlichen Dienst sowie an die Mitglieder des Gerhardsforums, dem ebenfalls ein entscheidender Anteil bei dem Zustandekommen dieser Partnerschaft zukommt.“ Als „einen Tag der großen Freude und der Verbundenheit im Glauben“ bezeichnete Pfarrer Wechselberger in seinen Grußworten die feierliche Partnerschaftsbesiegelung.

Pfarrer Andreas Reinholz ging in seiner Predigt kurz auf die Geschichte der beiden Wallfahrtsorte ein, auf deren Bedeutung für die Stärkung des Glaubens. Bezugnehmend auf den Schicksalsweg der Donauschwaben im vergangenen Jahrhundert, als es viele der Landsleute infolge von Flucht, Vertreibung und Aussiedlung auch nach Bayern verschlagen hat, sprach er von der Bedeutung des Glaubens bei der Heimatfindung. In diesem Sinne habe auch Maria Ramersdorf einen Beitrag dazu geleistet, und durch die Besiegelung der Partnerschaft zwischen zwei „Wallfahrtsorten des Herzens“ werden Menschen einander näher gebracht und gemeinsam in ihrem Glauben bestärkt.

Höhepunkt der Feier war die Segnung der Kopie des Gnadenbildes von Maria Radna. In einer feierlichen Prozession wurde sodann das Bild an seinen Ehrenplatz gebracht, wo es künftig zu sehen sein wird. Die Fahnenabordnungen des Katholischen Frauenbundes Ramersdorf und des Kreisverbandes München der Landsmannschaft der Banater Schwaben, eine Abordnung der Banater Trachtengruppe München und die Original Banater Dorfkapelle München (Leitung Helmut Baumgärtner) verliehen dem feierlichen Akt zusätzlichen Glanz.

Der eindrucksvolle Gottesdienst wurde in Konzelebration gefeiert mit Stadtpfarrer Harald Wechselberger (Hauptzelebrant), Monsignore Andreas Straub, Domkapitular Andreas Reinholz, Pfarrer Robert Dürbach, Pfarrer Robert Schindlbeck, Pfarrvikar Christoph Zirkelbach, die Diakone Dr. Franz Reger und Ivica Viskovic.

Musikalisch wurde die Feier vom Kirchenchor und Banater Chor Sankt Pius mitgestaltet. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag der Kantorin von Maria Radna, der Solistin Andrea Iliuta, und die des Organisten Dr. Franz Metz, denen es gelang, musikalisch eine Brücke der Erinnerung an die Banater Wallfahrt von einst zu bauen.



In einer feierlichen Prozession wurde die Kopie des Gnadenbildes von Maria Radna an ihren Ehrenplatz in der Ramersdorfer Wallfahrtskirche gebracht. Fotos: Walter Wolf



Grußwort unseres Heimatbischofs Martin Roos beim Festgottesdienst in Maria Ramersdorf, München



Hochwürdiger Herr Pfarrer Wechselberger,
hochwürdige Mitbrüder im priesterlichen Dienst,
werte Landsleute aus dem Bistum Temeswar,
Schwestern und Brüder im Herrn,

Durch die Initiative einiger getreuer Marienverehrer kam die Partnerschaft zwischen Maria-Ramersdorf in der Erzdiözese München und Freising sowie Maria-Radna in unserem Bistum Temeswar zustande. Beides alte Wallfahrtsorte seit Jahrhunderten und zugleich vielbesuchte Gnadenorte. Diese Initiative hat nun neben der Zustimmung beider Ordinariate auch darin ihren Ausdruck gefunden, dass eine Kopie der Radnaer Karmel-Madonna einen Platz in der Pfarrkirche zu München-Ramersdorf erhalten soll.

Für unseren bescheidenen Wallfahrtsort ist dies eine hohe Ehre, denn weder historisch, noch was die künstlerische Ausstattung oder die Bedeutung des Ortes betrifft, kann Radna mit Ramersdorf mithalten. Wir wissen dieses Entgegenkommen von Pfarrer Harald Wechselberger und erst recht von seiten des Erzbischöflichen Ordinariats München und Freising sehr zu schätzen und fühlen uns auch für die Zukunft in die Pflicht genommen. Dafür sind wir von Herzen dankbar und froh, denn die Verehrung der Gottesmutter in der Kirche kennt ohnehin keine Grenzen.

Zur Segnung der Kopie des Gnadenbildes von Maria-Radna habe ich unseren Domkapitularen Andreas Reinholz, den derzeitigen Pfarrer von Maria-Radna, beauftragt, der auch zu den Initiatoren der Partnerschaft zwischen beiden Wallfahrtskirchen gehört. Dieser Beauftragung schließt sich auch mein herzlicher Segenswunsch an alle an, die bei der Feier anwesend sind, an die Gemeinde Maria-Ramersdorf mit ihrem Pfarrer, an alle Landsleute, die aus dem Bistum Temeswar in den deutschen Bistümern und Landen eine neue Heimat gefunden haben, und nicht zuletzt an alle anwesenden Mitbrüder im priesterlichen Dienst sowie auch an die Mitglieder des Gerhardsforums, dem ebenfalls ein entscheidender Anteil bei dem Zustandekommen dieser Partnerschaft zukommt.

Temeswar, den 24. August 2011
+Martin,
Bischof von Temeswar



Pater Berno Rupp von Graz ausgezeichnet

Der Salvatorianerpater Berno Rupp wurde von der Stadt Graz mit dem Menschenrechtspreis des Jahres 2011 ausgezeichnet. Der Preis in Höhe von 7.000 € wird alle zwei Jahre von der Stadt Graz an Menschen verliehen, die sich sozial engagieren und sich für die Rechte der Menschen einsetzen. Aus 21 Nominierungen kürte die Jury zwei Preisträger für 2011. Pater Berno Rupp gilt nicht nur in Temeswar als eine Persönlichkeit. Besonders im deutschen Sprachraum ist der Priester wegen seiner Arbeit äußerst bekannt.

Der Salvatorianerpater wirkt seit 1990 in Rumänien und setzt sich besonders für die an den Rand gedrängten Menschen ein. Seit über 20 Jahren hat sich Pater Berno der Aufgabe verschrieben, besonders Kindern, Jugendlichen und Frauen in Not zu helfen. Er gründete in Temeswar und in der Umgebung ein Nachtsyl, ein Frauenhaus, eine Jugendfarm und eine Armenspeisung. Der 76-jährige Priester koordiniert diese Einrichtungen immer noch selbst. 2005 erhielt er von der Stadt Temeswar die Ehrenbürgerschaft.

»Sie verstand es, weite Kreise zu ziehen«

Tagung anlässlich des 50. Todestages von Sr. Hildegardis Wulff

von Clara-Liselotte Basica

Am 20. Oktober jährte sich zum 50. Mal der Todestag von Sr. Hildegardis Wulff, der Priorin des Sankt-Lioba-Klosters aus Temeswar. Aus diesem Anlass fand am 22. Oktober im Banater Seniorenzentrum Josef Nischbach in Ingolstadt die Gedenktagung „Sr. Hildegardis Wulff. Benediktinerin von der hl. Lioba. Lebensbild einer großen Ordensfrau“ statt. Organisiert wurde die Tagung vom Hilfswerk der Banater Schwaben und dem Gerhardsforum der Banater Schwaben. Im Namen der Veranstalter begrüßten EGR Msgr. Andreas Straub, der Visitator der Donauschwaben, und Peter Krier, der Vorsitzende des Hilfswerks der Banater Schwaben, die zahlreichen Gäste. Die Worte „*Wer glaubt, ist nie allein*“ gaben das geistige Geleit, um den Tag in diesem Sinne zu begehen.



Das Seniorenzentrum Josef Nischbach, an sich durch ein Werk der Nächstenliebe entstanden, erinnerte an das segensreiche Wirken von Sr. Hildegardis, von Prälat Josef Nischbach und Bischof Dr. Augustin Pacha und bildete so einen würdigen Rahmen für dieses eindrucksvolle Fest. Die Vorträge und der Gottesdienst, die dem An-

denken an die verdienstvolle Ordensfrau gewidmet waren, fanden im Hildegardis-Saal statt. Peter Krier konferierte die Vortragsreihe, deren Thematik und Abfolge von ihm sinngerecht initiiert worden waren. Eröffnet wurden die Beiträge durch Sr. Maris Stella Voss OSB vom Kloster St. Lioba aus Freiburg. Anhand einer von ihr erstellten Computer-Präsentation dokumentierte sie den spirituellen Werdegang von Lieselotte Wulff, die dem protestantischen Liberalismus ihres Elternhauses absagte, zum katholischen Glauben fand und auf ihrer Suche nach einem Orden, der ihr die Gelegenheit bieten konnte, gleichzeitig für Gott im Gebet zu leben und Freiraum zu haben, ihren Mitmenschen tatkräftig beizustehen, zur Mitbegründerin »der Kongregation der Benediktinerinnen von der hl. Lioba« wurde. Anhand zahlreicher Fotografien berichtete Sr. Maris Stella darüber, wie es Sr. Hildegardis gelungen war, die Zielsetzungen der Kongregation der hl. Lioba in ihrer Wahlheimat, dem Banat, umzusetzen. Claudiu Calin, Diözesanarchivar in Temeswar, berichtete über die Problematik der neuen Aspekte des Katholizismus im Banat nach dem Ersten Weltkrieg. Den Zuhörern wurde eine gut dokumentierte Analyse der Faktoren geboten, die das Entstehen der Diözese von Temeswar notwendig gemacht und im Endeffekt zur Bischofsweihe von Dr. Augustin Pacha geführt haben.

Aus meiner persönlichen Kenntnis und der Verbundenheit zum Kloster Sankt Lioba und dem Krankenhaus Sankt Anna, dem »Annaheim«, wurde der Beitrag „*Werk und Wirkung von Sr. Hildegardis im Banat*“ über das Lebenswerk unserer Frau Priorin verfasst. Ausgehend von den geschichtlichen und sozialen sowie ethnischen Hintergründen der Entwicklungen im Banat nach dem Ersten Weltkrieg war die Notwendigkeit einer Leitfigur für das religiöse und kulturelle Leben sowie für die Selbstfindung der Banater Schwaben fühlbar. Es wurde über die Berufung ins Banat, über die Entstehung des eigenständigen Priorates, über die vielseitige und schier unermüdliche Tätigkeit von Sr. Hildegardis – zahlreiche Veranstaltungen zu den Themen Religion, Erziehungslehre, soziale Fragen, Volkskunde – gesprochen. Ein besonderes Anliegen für Sr. Hildegardis war die Jugendarbeit, die sie sich mit Prälat Josef Nischbach teilte. Sie organisierte die Mädchenkränze, Josef Nischbach war für die männliche Jugend zuständig. Die Mädchentage wurden beginnend mit dem Jahr 1929 jeweils in einem anderen Ort abgehalten. Die Zahl der Teil-

nehmer nahm rasant zu. Waren es 1929 etwa 500 Mädchen, so konnte man 1938 – es war das letzte Mal, dass ein Mädchentag abgehalten werden konnte – bereits 6300 Teilnehmerinnen zählen. Die Hauptorganisation dieser Großveranstaltungen (Festprogramm, Sonderzüge, Verpflegung, Festplatz usw.) lag in ihren Händen. Erwähnenswert ist, dass auch die Banater Bevölkerung mit Begeisterung und Effizienz zur Organisation beigetragen hat.

Neben all ihren Tätigkeiten fand Sr. Hildegardis Zeit, sich schriftstellerisch und redaktionell zu betätigen. Sie selbst brachte zwei Zeitschriften heraus, »Der Teppich« und »Der Siegel«, die ursprünglich zur Unterstützung der Erziehungsarbeit an der Volkshochschule im Annaheim gedacht waren, sie war Mitarbeiterin bei mehreren katholischen Zeitschriften, wirkte mit bei der Herausgabe von Jahrbüchern und gab ein Buch für die katholische Kantorlehre heraus. Im Beitrag wurde auf die wertvolle Erziehungsarbeit im Rahmen der von ihr gegründeten Volkshochschule und auf die Entstehung und die Zielsetzungen des Entbindungsheims »Sankt Anna« eingegangen.

Nach Zeiten des fruchtbaren Aufbaus, des arbeitsreichen, aber fröhlichen Schaffens, unterstützt von der Banater Bevölkerung, folgten schwere und frustrierende Zeiten, geprägt von den Auseinandersetzungen mit den Nationalsozialisten. Einerseits bedrängte man Sr. Hildegardis, die Jugendarbeit aufzugeben, andererseits wurde versucht, auf allen Wegen die Jugend zu beeinflussen. Zunehmend wurden die Aktivitäten des Klosters untersagt, man versuchte auch das Krankenhaus zu enteignen. Dieser Plan scheiterte jedoch an der rumänischen Staatsbürgerschaft der Priorin und an der Haltung »ihrer« Frauen, wie sie die Banater Frauen nannte. Es wurde Sr.

Hildegardis versagt, nach Deutschland zu reisen, man drohte ihr sogar mit einer Verbringung nach Dachau. 1943 begann das Kloster, ein Ort der Zuflucht im wahrsten Sinne des Wortes zu werden. Zuerst suchten jüdische Familien Hilfe; mit dem Beginn der Luftangriffe stieg die Zahl der »Gäste«, wie sie von der Priorin genannt wurden, nochmals substanziell an. Das Ende des Krieges, und bereits der 23. August 1944, brachte für das Temeswarer Priorat das dunkelste Kapitel seiner Geschichte. Die reichsdeutschen Schwestern wurden in Internierungslager gebracht, wo unmenschliche Zustände herrschten. Gerüchte über eine drohende Zwangsverschleppung kamen auf. Diesmal waren es Hilfesuchenden aus den Reihen der Banater Deutschen, die an die Pforte des Klosters klopfen. Zahlreiche Mädchen, die körperlich ein Leben in den Arbeitslagern in Sowjetrussland nicht überstanden hätten, wurden im Kloster versteckt, und es gelang, sie zu retten, trotz häufiger Kontrollen von Seiten der Militärkommandos.

Am 13. Januar 1945 begann die Deportation nach Sowjetrussland. Bischof Augustin Pacha kam, um »seinen Kindern«, wie er die Gläubigen seiner Diözese zu nennen pflegte, das Geleit und seinen Segen auf ihrem Leidensweg zu geben. Für die Kinder der Verschleppten wurde das *Kinderhilfswerk* ins Leben gerufen. Dafür waren hauptsächlich Sr. Patricia und Prälat Nischbach verantwortlich. Es folgte die Rettungsaktion der Deutschen aus Bessarabien, aus der Dobrudscha und der Bukowina, die in ihre Heimatdörfer zurückkehren wollten, aus denen sie vom »Führer« in den Warthegau umgesiedelt worden waren. Die damals gegebenen Versprechungen – neuer Boden und Hausbesitz – blieben unerfüllt. Diese Menschen versuchten, der voranrückenden Sowjetarmee zu entkommen. An der rumänisch-

ungarischen Grenze angekommen, wurden sie als deutsche Staatsbürger sowohl von den Rumänen als auch von den Ungarn zurückgewiesen und mussten nach einer wochenlangen Reise, eingepfercht in Güterwaggons, an der Grenze viele Tage hungern und ohne ärztliche Hilfe für die Kranken auskommen. Sr. Patricia gelang es, eine Hilfsaktion mit Unterstützung ihrer Landsleute zu organisieren, diese Flüchtlinge mit Nahrung zu versorgen und die Kranken in Arader Krankenhäusern unter-



Monsignore Andreas Straub und Claudiu Calin, Temeswar, beim Gedenkgottesdienst in Ingolstadt

zubringen. Bald kamen die ersten Russlandheimkehrer zurück, krank und mittellos. Es gab viele, die dem Tod nahe waren, Mütter mit kleinen Kindern, alle in furchtbarem Zustand, unterernährt, ohne Kleider. Um ihnen zu helfen, wurde das *Heimkehrerhilfswerk* ins Leben gerufen. Prälat Nischbach hat dieses parallel mit dem *Kinderhilfswerk* organisiert, und wieder war es Sr. Patricia, die mit ihren bewährten Einfällen, mit ihrer Diplomatie und scheinbar unversiegbaren Energie bemüht war, das fast Unmögliche zur Rettung dieser Menschen möglich zu machen.

Sr. Hildegardis war das Beispiel eines Menschen, der *„weite Kreise ziehen konnte“*, wie es Msgr. Andreas Straub in seinen Einführungsworten ausdrückte. Beispiel dafür ist die Entstehung der Jugoslawien-Flüchtlingshilfe. Ab 1946 konnten verschiedene deutsche Frauen, sogar Kinder, aus den Todeslagern in Jugoslawien entfliehen. Viele der Geflohenen kamen in Rumänien von Neuem in Gefängnisse. Wieder sammelten die Lioba-Schwestern Nahrungsmittel und Kleider und besuchten die Inhaftierten in den Gefängnissen. Für jene, die noch frei waren, wurden Reisepapiere besorgt, um weiter westwärts zu kommen. Die Lioba-Schwestern teilten alles, was sie noch hatten. In ihrem »Canadischen Brief« schreibt Priorin Hildegardis: *„Das ganze Haus und der Garten (die Klausur ausgenommen) waren erfüllt von jammernden, hungrigen, schmutzigen, manchmal auch kranken Flüchtlingen. Es war das Zeichen dafür, dass Gott die Schranken des Klosters aufgegeben hatte. Das Kloster sollte ein Zufluchtshafen, ein Heim für die vielen Heimatlosen sein, ein warmer Herd.“* Kinderhilfswerk, Heimkehrerhilfswerk, Jugoslawien-Flüchtlingshilfe sind Meilensteine, die als solche in die Banater Geschichte eingegangen sind. Gefordert waren spontanes Handeln, verzweifelter Greifen nach Prioritäten und auch nicht selten eine gewisse Bereitschaft für Kompromisse; all das im Bewusstsein, sich selber stets in höchste Gefahr zu begeben. Was die Lioba-Schwestern nicht ahnen konnten, war, dass ihre Taten im Dienste der Nächstenliebe ihnen einmal zum Verhängnis werden sollten.

Schlag auf Schlag folgten nun die von der kommunistischen Regierung geplanten Schritte der Vernichtung. 1947 wurde das Konkordat mit Rom gekündigt, am 1. November 1948 das Sankt-Anna-Spital enteignet und auf diese Weise das Kloster seiner wichtigsten finanziellen Stütze beraubt. Ein Jahr später mussten die Ordensfrauen ihre Klosterkleidung ablegen, um am 20. August 1949 buchstäblich vertrieben zu werden. Von heute auf morgen musste jede von ihnen eine neue Bleibe und eine Erwerbsmöglichkeit finden. Priorin Hildegardis wurde Katechetin in der Eli-

sabethstädter Pfarrkirche und Kantorin in der katholischen Kirche im Stadtteil Mehala. Am 18. August 1950 erfolgt die Verhaftung der Priorin. Es ist der Beginn ihres Dornenwegs, der sie in die berüchtigsten Gefängnisse Rumäniens führt. Nach Jilava, wo ihr der Schauprozess gemacht und sie im Februar 1952 zu 25 Jahren Haft verurteilt wurde, folgten Mislea, Miercurea Ciuc, Kronstadt, Bukarest-Vacaresti.

Sr. Ricarda Benedicta Terschak OCDS aus Herrmannstadt, eine begnadete Künstlerin und Schriftstellerin, die zwei Jahre Postulantin im Lioba-Kloster in Temeswar sein durfte, war Augenzeugin der oben geschilderten Ereignisse. Sie wurden in ihrem Tagungsbeitrag »Dornenweg« festgehalten. Die Angst, mit der die Priorin ebenfalls konfrontiert wurde, führte bei der tapferen Ordensfrau zur Erkenntnis, dass Angst als »Geschenk des Herrn« zu betrachten sei, zu seiner Ehre. Die Angst müsse angenommen und überwunden werden. Der Beitrag *„Fragezeichen an Stelle einer Kerze“* hob die Verbundenheit des Wirkens von Sr. Hildegardis mit dem Leben der Banater Schwaben in den dreißig Jahren hervor, die sie in ihrer Wahlheimat verbracht hat. Aus der Sicht von Sr. Ricarda Benedicta war alles, was Sr. Hildegardis tat, von einer *„ecclesialen und letztlich mystischen Dimension der Sakralität getragen“*. In dieser Betrachtungsweise eröffnet sich eine andere Dimension ihrer Befähigung, »weite Kreise zu ziehen.« Die Autorin deckt mystische, zutiefst christliche Querverbindungen auf, die nicht dem Zufall zu verdanken sind, sondern von Gott dem Herrn geknüpft durch das Mysterium der Gnade. Im Gegensatz zu einer Welt, in der die Eigenart jedes Einzelnen immer mehr Gefahr läuft, unterzugehen, einer Welt, in der Vorlieben und Ablehnungen globalisiert werden und nur das Laute und das Diesseitige Wert hat, ist eine andere Art von Netzwerk entstanden, das Sr. Hildegardis mit ihrer Freundin Ida Friederike Görres-Coudenhove sowie mit der hl. Karmelitin Edith Stein, der Patronin Europas, und auch mit anderen bedeutenden Konvertitinnen wie Gertrud Le Fort verbindet. Die Querverbindung zwischen diesen Frauen setzt sich fort über Amelie Jägerschmid (Sr. Adelgundis OSB), Eva Laubhardt (Sr. Placida OSB), Ruth Schaumann und andere.

Im Anschluss an die Vortragsreihe wurden die Gäste zu einem Festmahl geladen, das ein Ausdruck der traditionellen Gastfreundschaft der Banater Schwaben und auch ein angenehmer Rahmen für angeregte Gespräche unter den Geladenen war. Am Nachmittag hielt Professor Dr. Appeltauer seinen Vortrag zum Thema *„Das Vermächtnis einer bedeutenden Ordensfrau“*. Am Anfang seiner Rede stellte Prof. Appeltauer mutig

die Frage, die immer wieder gestellt wird und an der unser Gottvertrauen zerschellen könnte: „Warum lässt der liebende Gott das Leiden zu?“ Wenn wir nicht Christen wären, hätten wir keine plausible Antwort auf diese Frage. Wir aber dürfen glauben, dass Gottes Sohn erst sterben musste und noch dazu den demütigenden Tod am Kreuz, der den Verbrechern vorbehalten war, um uns Heil und Erlösung zu bringen. In der Nachfolge Christi hat es vom Anfang des Christentums an immer wieder Märtyrer gegeben, die ihr Leben opferten, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Konsequent sei sie dem Ruf Gottes gefolgt, auch indem sie eine Botschaft des Heiligen Stuhls an den Banater Bischof übergeben hat. Beide – sie und der Bischof – wussten, dass dies ihr Todesurteil war, und sie nahm es auf sich, ja empfand es als große Ehre!

Erst wurde ihr Lebenswerk zerstört, dann musste sie zusehen, wie ihre Banater unter menschenunwürdigen Bedingungen in die Arbeitslager Sowjetrusslands gebracht wurden, litt am Schicksal der Deutschen und musste dann selbst in Kerkern leben, die Schwerverbrechern vorbehalten waren. In ihrer tiefsten Not rang sie sich zu folgender Erkenntnis durch, die Prof. Appeltauer eine spannungsvolle theologische Aussage nennt: „*Er ist der Herr des Mikrokosmos und des Makrokosmos, der die Welten erbaut und zertrümmert ..., der mich fast erbarmungslos hineinstellt in ein Weltgeschehen, in welchem ich ein kleiner Mensch, ein Nichts bedeute, dem Unter-*

gang bestimmt erscheine, und dennoch ist er der liebende Vater, in den geringsten Kleinigkeiten um mein Wohl besorgt, von einer Güte und Vorsehung für das Kleinste, die uns erschüttert. Er ist der Gott der Vergeltung und der uns verzeiht. In Ihm ist Tod und Leben, Er ist mein Gott und der meiner Gegner.“ Das Vermächtnis von Sr. Hildegardis fasst Prof. Appeltauer so zusammen: „*Doch in große seelische und körperliche Not können wir alle kommen, dann hilft uns ihr Vermächtnis, dass selbst in der aussichtslosesten Lebenslage Gott mit seiner Gnade nahe ist, unser von Schmerz entleertes Herz füllt.*“

Im Anschluss an die Vorträge folgte eine Diskussionsrunde, in der Zeitzeugen über ihre Begegnung mit Schwester Hildegardis berichteten und in tiefer Dankbarkeit ihrer gedachten. Mit einem Gedenkgottesdienst für die große Ordensfrau, den EGR Msgr. Andreas Straub und Heimatpfarrer Studiendirektor Peter Zillich zelebrierte, fand dieser bedeutende Tag seinen feierlichen Ausklang. Monsignore Andreas Straub stellte der heutigen Kompromissbereitschaft, die in unserem Sprachgebrauch durch das Wort »Jein« ausgedrückt wird, die Charakterfestigkeit und Geradlinigkeit der Sr. Hildegardis gegenüber. Für sie gab es nur das konzessionslose Ja zu Gott und das unbedingte Nein zu allem, was den Menschen von Ihm entfernt. Im Gottesdienst wurden die uns aus der alten Heimat vertrauten Marienlieder und Teile aus der Schubert-Messe gesungen.

Dornenweg

Der Weg des liebenden Dienens

von Ricarda Benedicta Terschak OCDS

Als die Benediktinerin Schwester Dr. Hildegardis Wulff ihren Weg auf Gott hin antrat, sah sie sich mit allen Gespenstern der Neuzeit konfrontiert: der 1. Weltkrieg; die Nachkriegsjahre; die jeden Wissenschaftler und Künstler lockenden Angebote der „*goldenen Zwanziger Jahre*“, die für das Deutschtum im Ausland zunächst vielversprechenden Öffnungen des Nationalsozialismus; die fordernden, herausfordernden und schließlich überfordernden Geschehnisse des 2. Weltkriegs; die zunächst nur leise drohenden, bis zum Schluss freiheits- und lebensbedrohenden Gefahren des Kommunismus; zwischendurch, schleimig-verlogen und allgegenwärtig, das subtile, unübersichtliche Heranschleichen und Untermieren des Freimaurertums, und schließlich der für jeden Einzelnen tödlich Verlust seiner Eigenart, das seinen Ausdruck fand und immer noch findet in der »Globalisierung« der Klei-

dung, der Gestik und Mimik, des Essens und Trinkens, der Vorlieben und Ablehnungen – kurz: der Mode – und dann, das Vergessenwerden durch die materialistische Einstellung einer Zeit, für die nur noch das Laute und das Diesseitige einen Wert hat.

Unter solchen Auspizien trat Schwester Hildegardis ihren Weg an.

So traten wir damals alle unseren Weg ins Leben an. Jeder von uns hat versucht, sich so gut wie möglich über Wasser zu halten, etwas zu erreichen, „*sich zu realisieren*“.

Schwester Hildegardis versuchte das auch. Nur mit dem Unterschied zu uns, dass sie vollkommen bewusst den Weg des liebenden Dienens wählte – man könnte auch sagen: den Weg der dienenden Liebe. Und genau das wurde ihr Weg auch – aber er wurde zu einem *Dornenweg* des liebenden Dienens...

Er wurde zu einem Weg, dessen drei Abschnitte sich eindeutig und unverkennbar in den großen Maßstäben der „3 göttlichen Tugenden“ – Glaube, Hoffnung und Liebe abspielen sollten, um dann hinüberzufließen in die Mystik des Kreuzes. Mit großer Betroffenheit habe ich feststellen müssen, wie sich in der ganzen Biographie von Schwester Hildegardis Wulff alles lückenlos in diese drei Prinzipien einfügte – Prinzipien, aufgrund derer einem Menschen nach seinem Ableben, von der Kirche der „heroische Tugendgrad“ zuerkannt wird.

Unter „heroischem Tugendgrad“ versteht die Kirche, dass ein Mensch die christlichen Tugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe in seinem Leben unter den damaligen Umständen in vorbildlicher Weise gelebt hat. Ist das der Fall, kann der betreffende Mensch eines Tages »selig« oder »heilig« genannt werden, falls Gott das juristische Verfahren mit einem Wunder unterstützt.

Auf den folgenden Seiten sollen die drei erwähnten Abschnitte kurz vor uns aufgerollt werden. Zur Einstimmung wollen wir treffende Verse aus den „Hymnen an die Kirche“ von Sr. Hildegardis' Zeitgenossin, der großen katholischen Dichterin Gertrud von Le Fort hören.

Das erste Jahrzehnt (1918-1928): Glauben

Während sich in den sogenannten »Goldenen Zwanziger Jahren« des verflochtenen Jahrhunderts auf nahezu allen Gebieten der Wissenschaft und der Kunst große Neuerungen abspielen, wird Lieselotte Wulff eines Tages in einer stillen Stunde mit Gott konfrontiert. Sie hat ihr Studium abgeschlossen und muss sich entscheiden, ob sie der Welt oder dem Herrn dienen will.

Mit Worten Gertrud von Le Forts ausgedrückt, empfindet Lieselotte das so:

*Herr, es liegt ein Traum von Dir
in meiner Seele...
...Wie bist du hereingekommen,
du Stimme meines Gottes...?*

Lieselotte Wulff beginnt nach ihrer wahren Berufung zu suchen.

1918 findet trotz heftigster Proteste ihrer Familie ihre Konversion zur katholischen Kirche statt. Aber sie weiß, dass von ihr mehr gefordert wird und schreibt: „Ein Katholischwerden ohne ins Kloster zu gehen, kam für mich nicht in Betracht.“

1920 begegnet sie Maria Föhrenbach, der Gründerin der Benediktinerinnen von der hl. Lioba; Lieselotte schließt sich ihr an. In Beuron halten sie »Gründungsexerzitien«;



Tafel 2 der Ausstellung zum Leben und wirken
der Sr. Hildegardis Wulff

1921 erfolgt ihre Einkleidung in Eibingen, wo Lieselotte den Namen Hildegardis erhält.

1921-1927 werden zu Jahren normaler klösterlicher Tätigkeit, in denen die für Neugründungen typischen Widerstände nicht ausbleiben. Sr. Hildegardis sieht sich auf Schritt und Tritt mit der Frage konfrontiert, ob ihre Wahl wohl die richtige war. Sie muss sich immer wieder für den gewählten Glauben, für den gewählten Lebensstand entscheiden. Sie schreibt: „Unter keinen Umständen wollte ich das übliche Leben des damaligen Bürgertums führen. Ich wollte mein Leben bedingungslos der Sache Gottes weihen...“

1927 findet die durch Rom die kanonische Errichtung von Sankt Lioba statt. Sr. Hildegardis kann aufatmen. Es hat alles seine gute Ordnung. Sie hat die Prüfung ihres Glaubens an Gott, an die Kirche, an ihre Berufung bestanden.

Das zweite Jahrzehnt (1929-1939): Hoffnung

Hildegard fühlt, dass der Herr sie für sich vereinnahmt hat, dass es für sie kein Entrinnen ins Ich, in die so vielvermarktete »Selbstverwirklichung« mehr gibt. Das, was sie in der Folgezeit zu verwirklichen hat, ist die Errichtung und Ausge-

staltung des Reiches Gottes in den Seelen. Ob sie dazu fähig sein wird? Sr. Hildegardis fühlt sich schwach und inkompetent. Sie ist ein Mensch, mit all ihren Fehlern behaftet, wie wir alle es sind. Zweifel steigen in ihr hoch, aber sie fühlt in ihrem Innern, dass es für sie kein Entrinnen aus der Gefolgschaft Christi mehr geben kann - und sie sagt mit Gerturd von Le Fort:

*Ich weiß, dass ich Dir
nimmermehr entkomme.
Darum will ich Dich lieben,
auch wo ich Dich nicht mehr will.
Wo ist selbst anfang, da will ich aufhören,
wo meine Füße sich weigern zu gehen,
da will ich mich einknien,
und wo meine Hände versagen,
da will ich sie falten...*

Im Gebet schenkt Sr. Hildegardis dem Herrn zusammen mit ihren Ängsten auch ihre Hoffnung in der Überzeugung, dass Er selbst die Dinge tun wird, die Er ihr aufträgt.

Zur Hoffnung bereit, beginnt Schwester Hildegardis ihre Arbeit im Missionsland Rumänien.

1929 wird das Priorat in Temesvar gegründet. Kaum selbst zur Genüge ausgebildet etwa durch einen langjährigen Aufenthalt in einem normalen, geübten Konvent, wird Sr. Hildegardis nun selbst einen Konvent leiten, denn bald stellen sich erste Anwärterinnen ein. Ein festgefügtes Tages- und Arbeitsprogramm wird erstellt; die Gebetszeiten müssen festgelegt und eingehalten werden, das Stillschweigen muss geübt werden, ein Hausgeistlicher muss gefunden werden - es wird dafür gesorgt, dass die äußeren Tätigkeiten nicht nur eine spirituelle Ausrichtung haben, sondern auch zum Lebensunterhalt dienen. So entsteht die *Volkshochschule* zur christlichen und professionellen Ausbildung schwäbischer Mädchen; ein Altenheim wird gegründet sowie das Spital *St. Anna* mit 500-600 Geburten pro Jahr; ein Kindertagesheim wird ins Leben gerufen; die einzelnen Schwestern werden in guten Schulen im Ausland für Krankenpflege, Sozialarbeit, Katechese und Seelsorgshilfe ausgebildet. Im Rahmen der Frauen- und Jugendarbeit im ganzen Banat werden durch Vorträge, Tagungen, Festtage u.a. sage und schreibe Tausende von Mädchen, Müttern und Frauen in Bewegung gesetzt und auf Christus hin ausgerichtet.

Bald zeichnet sich am Horizont der von allen Auslandsdeutschen anfangs jubelnd begrüßte Nationalsozialismus ab. Hildegard erkennt das Problem. Sie heult nicht mit den Wölfen mit, sie schwimmt offen gegen den Strom. Durch Vortragsreisen versucht sie aufzuklären, alles Denken auf Christus hin zu polarisieren. Sie wird an-

gegriffen, ihre Vereine und Organisationen gleiten ihr langsam aus den Händen, werden ihrer Inhalte beraubt und durch großdeutsche Phrasen dem begeisterten Volk untergeschoben. Ihr selbst droht man mit der Verschleppung nach Dachau; sie wird in der gesamten Presse auf schärfste angegriffen und zur »persona non grata« erklärt. Aber sie setzt ihre Arbeit so weit fort, als die Umstände es ihr erlauben (obwohl das Verbot bestand, ihren Vorträgen beizuwohnen). Trotzdem kommen noch Hunderte zu ihren Tagungen, aber sie sind bereits angefressen von der Abkehr von Gott und seiner Kirche... Unter Lebensgefahr versteckt Sr. Hildegardis jüdische Einzelpersonen und ganze Familien, und ... Hofft ... dass es irgendwann wieder besser wird ... In dieser Zeit schreibt sie:

„...Ich habe verstehen gelernt, dass das Kreuz - und n u r das Kreuz - ein Gotteswerk stärken und aufbauen kann ... Denn der Missionar geht nicht hinaus zu fremden Völkern, um dort einen Siegeszug zu feiern ... Das Kreuz, das er aufpflanzt, will getragen sein: auch und in erster Linie von ihm selber...“

Das dritte Jahrzehnt (1939-1949): Liebe

1939 bricht der 2. Weltkrieg aus. Bald rückt das Kriegsgeschehen näher; die ersten Bomben fallen. Hildegardis, die einstmals als junge Studentin während des 1. Weltkriegs freiwillige Lazarettdienste leistete, stellt sich mitsamt ihren Schwestern den Notleidenden wieder zur Verfügung. Mit Gertrud von Le Fort spricht sie zur Kirche:

*Wo heute ein Garten blüht,
da ist morgen eine Wildnis,
und wo früher ein Volk wohnte,
da haust bei Nacht das Verderben.
Die Welt hat tausend Wunden.
Und auch du, Kirche, hast tausend Wunden.
Aber daraus strömt dein Erbarmen;
du segnest alle deine Feinde.
Deine Stirn ist mit einem Schleier geschmückt,
den haben dir unsere Engel geweint.
Du trägst in deinem Schoß
das Erbarmen des Herrn...*

Als 1944 das bittere Kriegsende eintritt, verlagert sich Sr. Hildegardis' Perspektive von den großen, in die Zukunft weisenden Plänen, auf die Nöte des Augenblicks.

1945 werden jene, die sie vor Kurzem noch zu christlichen Jugend- und Frauentagen zu Tausenden zusammenrief, von Anderen zu Tausenden brutal zusammengetrieben und unter unvor-

stellbaren Bedingungen mitten in einem kalten Januar zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt. In den Häusern blieben in jener Nacht vom 13. auf den 14. Januar (bei offengelassenen Türen) Säuglinge, Kinder, hilflose Alte zurück...

Was von diesem Augenblick an auf Schwester Hildegardis zukommt, ist unvorstellbar. Ebenso unvorstellbar ist es für uns satte, träge Menschen von heute, wie sie darauf reagiert: Für sie setzen nun ganz einfach die Jahre der erbarmenden Liebe ein. Wieder erreicht die Zahl jener, die durch ihre Tätigkeit und Organisation jetzt nicht mehr begeistert, sondern gerettet werden, Hunderte und Tausende. Sie gründet und organisiert praktisch überall, natürlich auch im eigenen Kloster, Tagesheime, Kinderhorte, Säuglingsunterkünfte, Altenfürsorge; sie nimmt sich des Flüchtlingsstroms aus der Dobrudscha an; sie kümmert sich um die vor den Russen Fliehenden aus der Bukowina und aus Bessarabien; sie hilft den von den Serben gejagten und mit grausamstem Tod bedrohten Schwaben; irgendwann stellen sich an der Nordgrenze des Landes ganze Lastzüge voll mit den ersten Russland-Heimkehrern ein, die nicht ins Land gelassen werden: Hildegardis sorgt für die ersten, im Laufe der Jahre für alle nachkommenden Heimkehrer; sie verhilft politisch Gefährdeten unter Einsatz ihres eigenen Lebens zu illegalen Grenzüberschreitungen, sie versteckt jeden, der in Gefahr ist. Im Kloster wird täglich für 200 Personen gekocht, unter denen sich auch 20-30 alte, zerlumpte, schmutzige Bettler befinden...

Als zwischen 1945-1949 unter dem Kommunismus die große Kirchenverfolgung einsetzt, muss Sr. Hildegardis bei den Verhaftungen von katholischen Gläubigen, Priestern und Bischöfen ohnmächtig zusehen. Die griechisch-katholische Kirche, mit der sie in bestem brüderlichen Einvernehmen stand, wird buchstäblich »ausradiert«, die Gläubigen müssen sich der orthodoxen Kirche anschließen oder sich als Atheisten bekennen. Mit dem Ziel der Spaltung gründet die neue Regierung mit Hilfe von katholischen Priestern ohne Rückgrat eine *Staatskirche*, die Rom nicht anerkennt und die ihrerseits von Rom nicht anerkannt wird. (Ähnliches geschieht auch heute noch in China!). Sr. Hildegardis fühlt sich berufen und verpflichtet, die Leute diesbezüglich aufzuklären und sie vor unüberlegten Schritten zu bewahren; zwischendurch muss sie schnell wieder ein Wägelchen voll geschenkter Kartoffeln ins Kloster ziehen. Über all diesen Dingen darf im Konvent das »Opus Dei«, das Chorgebet unter keinen Umständen ausfallen, sonst bekommt man es mit Schwester Veronika zu tun...

Wieder einmal wird alles enteignet, verstaatlicht oder verboten, was die Schwestern die letzten

paar Jahre hindurch nach den Nazis wieder aufbauen konnten.

1949 letztendlich wird das Kloster aufgelöst, alle Schwestern verjagt. Die Priorin, Schwester Hildegardis, steht vor dem absoluten *Nichts*.

Damit rundet sich für sie das Jahrzehnt der barmherzigen Liebe ab.

Nun wird sie jenen Weg gehen müssen, den auch ihr Herr und Erlöser am Ende seiner Wirksamkeit gegangen ist, absolut folgerichtig für ihren Weg zur Vollendung.

Das nächsten Jahrzehnt (1949-1959): die Jahre des Schweigens

Was sie innerlich zutiefst weiß, ist das, was ihr durch Gott zugestoßen ist, und sie sagt:

*Ich bin in das Gesetz deines Glaubens
gefallen wie in ein nackendes Schwert:
Du hast meine Ufer weggerissen und hast
Gewalt angetan der Erde zu meinen Füßen!
Die Ketten meiner Gedanken sind zerbrochen,
sie hängen wie Wildnis über Abgründen...
Du aber hießest mich
mein einziges Licht löschen -
Und heißt mich nun, es wiederentzünden
an der Finsternis der Nacht!*

Wenn Sr. Hildegardis zwischen 1918 und 1928 ihren Glauben erfahren und gelebt hat, wenn sie zwischen 1929 und 1939 ihre Hoffnung festigen musste, wenn sie zwischen 1939 und 1949 ihre Liebe unter Beweis stellen durfte - so wird sie nun, da diese großen Bedingungen eines heldenmütigen christlichen Lebens erfüllt sind, ins Schweigen eintreten müssen und wird, um vollendet zu werden, im Schweigen verharren müssen. In die langen Jahre des Schweigens, des



Ausschnitt aus der Tafel 8 der Ausstellung zum
Leben und wirken der Sr. Hildegardis Wulff



Tafel 10 der Ausstellung zum Leben und wirken der Sr. Hildegardis Wulff

Vergessenwerdens, der Dunkelheit, bringt sie ihre Opfergabe mit.

Diese Opfergabe ist die Angst: Wenn sie anfangs Mut zur Angst hatte, wurde sie sehr bald mit dem Gespenst der Angst konfrontiert, war aber bereit, sie auf sich zu nehmen und handelte dementsprechend: das heißt, sie handelte jedem Wunsch zur Selbsterhaltung zuwider. Sie liebte, wie Er geliebt hatte: unter schonungslosem Einsatz des eigenen Lebens. Das Aushalten der Angst auf lange Sicht hin brachte sie dazu, die Angst als Geschenk des Herrn zu seiner Ehre anzunehmen und zu überwinden. In den 9 Jahren, die sie als »Schwerverbrecherin« im Kerker zubachte, gelang es ihr, die Angst, die sie ein Leben lang bald schemenhaft, bald aufdringlich und drohend begleitet hatte, zu vergeistigen und zu ihrer Opfergabe an den Herrn werden zu lassen.

1949 war ihr Lebenswerk zerstört worden. Schwester Hildegardis sieht den grauenhaften Entwicklungen zu und weiß, dass die letzte Hingabe ihr nicht erspart werden wird.

1950 wird sie mit der Begründung verhaftet:

„Sie werden nicht bestraft für das, was Sie getan haben, sondern für das, was Sie sind.“

1950-1959 befindet sie sich in schwerem Kerker. Dort erfährt sie Gott auf eine neue Weise, denn sie weiß, was Er ihr sagen will:

*... was Ich zerbreche, das ist nicht zerbrochen,
und was Ich in den Staub beuge,
das hebe Ich empor.*

*Ich bin dir gnadenlos geworden aus Gnade,
Ich muss Wildnis sein deiner Erkenntnis
und Vernichtung auf deinen Lippen.*

*Aber deiner Seele
bin ich Aufbruch und Heimweg
und bin der Bogen meines Friedens mit dir ...*

1959 wird Sr. Hildegardis unerwartet freigelassen und nach Freiburg gebracht. Hier wird sich das große Schweigen, in das sie nun bereits eingetreten war, fortsetzen.

1960 fliegt sie nach Kanada, um trotz einer schweren Operation ihre Kraft erneut in den Dienst der dorthin ausgewanderten Schwaben zu stellen. Eine zweite Operation zwingt sie zur Heimkehr nach St. Lioba.

Am 20. Oktober 1961 erfolgt dort ihre letzte Vollendung und ihre Heimkehr zu Gott.

Bei ihrer Beisetzung sagte Weihbischof Walter Kampe:

„Was mit Schwester Hildegardis zu Ende gegangen ist, ist eine Form modernen Martyriums, ohne Scheiterhaufen und ohne Schwert, aber nicht minder hart und grausam.“

Dieser kurze Nachruf zum Leben, Wirken und Leiden der von uns allen hochverehrten und geliebten »Frau Priorin«, Sr. Hildegardis Wulff OSB, soll ein Beitrag dazu sein, dass sie durch ihren **Dornenweg** für uns alle in unseren kleinen und großen Nöten, im Himmel eine Fürsprecherin sein darf.

Benedicite.

Ricarda Benedicta Terschak OCDS geboren am 18.12.1929, war zwischen ihrem 16-18 Lebensjahr (bis zur Säkularisation) Postulantin in St. Lioba, Temeswar. Damals wirkte hier Schwester Hildegardis Wulff als Gründerin und Priorin. Sie studierte römisch-katholische Theologie (didaktische Abteilung). Zur Zeit ist Ricarda Benedicta Terschak als Religionslehrerin und Kinderbuchautorin in Hermannstadt tätig, sie veröffentlichte bisher etwa 14 Kinderbücher. Aus dem Gesamtwerk Edith Steins hat sie drei Bände ins Rumänische übersetzt. Seit 22 Jahren leitet sie in Hermannstadt eine Gruppe von Säkularkarmeliten in Hermannstadt und gründete eine Gruppentherapie für Demenz- und Alzheimerkranken.

Aufarbeitung unserer Banater Kirchengeschichte

von Dr. Franz Metz

Im Jahre 1933 erschien in einem deutschen Sammelband ein Artikel von Schwester Hildegardis Wulff, Temeswar, über die Banater Schwaben und ihren Glauben. Dieser Artikel ist in Form eines Dialogs geschrieben, geführt zwischen den Personen A und B. Die Person A kommt aus Deutschland und bekommt von der Person B (Schwester Hildegardis) das Banat erklärt. Liest man diesen Text, so muss man die politischen Geschehnisse der damaligen Zeit kennen: Macht-ergreifung durch die Nationalsozialisten im

Deutschen Reich, die Situation der Banater Schwaben im neu entstandenen Großrumänien nach dem ersten Weltkrieg als eine nationale Minderheit, die Situation von Kirche und konfessionellen Schulen in Rumänien, die Auseinandersetzung mit dem damals völkischen Gedankengut, usw. Dieser Artikel hilft uns aber nicht nur mehr über unsere Vorfahren zu erfahren, sondern auch über das Denken von Schwester Hildegardis, deren 50. Todestag in diesem Jahr begangen wurde.

Aus dem Jahrbuch des Reichsverbandes für die Katholischen Auslandsdeutschen 1933/34

Glaube und Volkstum Gespräch über Banater Schwaben

von Hildegardis Wulff

Wir erleben das Widerspiel von Glauben und Volkstum im Schwabenvolk des Banates. Was wir über die im Volkstum verhaftete deutsche Frömmigkeit inmitten einer andersgearteten völkischen Umgebung erfahren, ist aus seelischen Grundtiefen des auslandsdeutschen Menschen hervorgeholt und gilt in diesem oder jenem Maße für alle unsere Brüder draußen.

Am äußersten Ende eines kleinen Schwabendorfes steht ein altes Haus, dessen Fenster weit hinausschauen auf die endlos sich dehnende Ebene: reiches, fruchtbares Land, jedes Stücklein bebaut, gepflegt; Acker reiht sich an Acker. Wolken steigen auf am Horizont, ziehen dahin, bleiben eine Weile unsern Blicken gegenwärtig und entschwinden wieder.

Wir sprechen von dem, was uns am tiefsten bewegt: Gottgewollter Sendung, ihrer Freude und ihrer Not. Von dem Volk, dessen Wesen man lieben muß, von seinen Vorzügen und Schwächen und dem Schicksal, das es hierher, weitab vom Mutterland, geführt hat. Schicksal ist Gottes Führung und Gottes Zulassung; wie weit auch Menschenverdienst oder Menschenschuld darin verstrickt ist, das können wir nur schwer ermessen.

A.: *Hat nicht dieses Land, wie Deutschland seinen Bonifatius, seinen heiligen Gerhardus gehabt? Ist nicht hier das Christentum genau so gepflanzt worden wie dort?*

B.: Das wohl, aber es wurde in Deutschland doch noch nie so gründlich zerstört und ausgerottet und verwüstet wie hier durch die Türkeninvasion. Was religiöse Tradition, was religiöse Erziehung des Volkes durch Generationen hindurch bedeutet, wie wir es z. B. im katholischen Deutschland, in Italien sehen, das erlebt und er-



**Hildegardis aus dem Wandbild in Ingolstadt
(Copyright © by Magda Hatzack-Lukacsovits,
2004. Türkheim)**

kennt man erst hier, wo sie fehlt. Ich glaube, daß man sich im Westen überhaupt nicht mehr genügend vorstellen kann (wenn man es je früher getan hat), was Türkenherrschaft, Türkenhaß gegen Christentum, Halbmond gegen Kreuz bedeutet. Und wenn auch Prinz Eugens Schwert blutig aufgeräumt hat, wenn Maria Theresias Frömmigkeit viele Kirchen gebaut und Josefs II. Klugheit und Strenge alles im westlichen Sinne neu errichtet hat, es ist noch genügend türkisches Erbe im Land und macht sich bemerkbar.

A.: Als wir gestern, am Feiertag, durch eine Reihe schwäbisch-deutscher, schmucker Dörfer fuhren, ist mir aufgefallen, wie leer die Kirchen waren, wenn ich damit ein Katholisches Schwarzwalddorf gleicher Größe vergleiche! Und doch meinte der Pfarrer von X., als die Rede darauf kam, so viel Schlechtigkeit wie in den großen Städten des Westens und Mitteleuropas sei in den Schwabendörfern im Banat nicht zu finden.

B.: Da hat er sehr recht. Wenn ich den Unterschied im religiösen Leben zwischen den hiesigen Deutschen und den Reichsdeutschen kennzeichnen will, so muß ich zugeben, das manche tiefen Schatten, welche das Stadtleben in die Seele wirft, hier fehlen, aber dafür fehlt auch die Kraft des Bekennens, wie sie der Katholik in Deutschland unter Andersgläubigen so oft üben muß, es fehlt an religiösen Kenntnissen und Interesse an religiösen Fragen, an Innigkeit und Vertiefung, sei es in den Familien, Schulen oder bei einzelnen frommen Seelen, fehlt viel, viel helles strahlendes Licht froher, positiver, tapferer Gläubigkeit und übernatürlich eingestellten Christenlebens.

A.: Aber mit der Zerstörung christlicher Tradition durch die Türken erklärt sich das doch nicht allein! Die Schwaben sind doch erst nach Beendigung der Türkeninvasion hier angesiedelt worden! Wie andere Kollonistenvölker, so werden auch sie wohl die ersten Generationen hindurch in Kampf ums nackte Dasein die Pflege geistiger Güter haben vernachlässigen müssen!

B.: Ich glaube nicht, daß dem so ist, die religiöse Lauheit setzte wohl erst viel später ein und daher hat sie auch andere Gründe. Etwa vor 75 Jahren, 60 Jahre bevor das Banat an Rumänien kam, begann mit der ungarischen Verwaltung auch die bewusste Einführung ungarischer Sprache und ungarischen Wesens in diesem bis dahin nicht ungarisch regierten Land. Von da ab werden die Kirchenbücher und viele Inschriften und Dokumente, welche vorher lateinisch oder deutsch geschrieben worden waren, ungarisch.

„Deutsch“ und „Ungarisch“ standen sich aber – und stehen sich z. T. heute noch – viel weniger als zwei rivalisierende Nationalitäten gegenüber denn als ein gesellschaftlicher Gegensatz. „Unga-

risch“ sprachen Gentry, Adel, Offiziere und Beamte, sprach die „gute“ Gesellschaft. Sie trugen mondäne Kleidung, wussten sich zu benehmen und hatten eine höhere Schulbildung, denn andere höhere Schulen als ungarische gab es nicht. Ihnen stand das Leben und der Weg zur Herrschaft offen. „Schwäbisch“, „Rumänisch“, „Serbisch“ sprach man nicht. So redeten die Männer und Frauen die in Kopftuch und bäuerischer Tracht das Feld bestellten, mit den schwieligen Händen ihre Bauernarbeit taten und ein bedauerliches Leben führten. Mann war nicht eben exklusiv in jener ungarischen Gesellschaft des alten Regime, und jedem Schwabenbublein – auch dem ärmsten, wenn nur Fleiß und Begabung vorhanden waren – stand der Weg nach oben offen, war jeder gesellschaftliche und berufliche Aufstieg möglich; allerdings führte der Weg dazu übers ungarische Gymnasium und Internat, die ungarisch Universität. Das hieß, als kleiner Schwabenbub aus der Heimat gehen und mit dem bäuerlichen Stand auch die deutsche Muttersprache, das eigene Wesen und die heimischen Sitten aufgeben, fast hätte ich gesagt verlernen, und Viele verlernten sie auch. So erwachsen dem an eigenen, rassenreinen Ungarn verhältnismäßig armen Land aus fremdem Blut, aber auf eigenem Boden unzählige fleißige, tüchtige Beamte, Offiziere, Geistliche und Lehrer.

A.: Weißt Du, wenn man sich in den ungarischen Standpunkt versetzt, so kann man dies ja, sehr wohl verstehen, mag man es auch nicht billigen.

B.: Nichts liegt mir ferner, als Vorwürfe zu machen! Es handelte sich in den Zeiten vor dem Kriege um ganz andere Mentalität in all diesen Fragen. Bis auf wenige Ausnahmen war das Volksbewußtsein in ganz Europa nicht erwacht; die ganz anderen Verkehrsverhältnisse (was verdanken wir heute alles dem Radio!) hatten das schwäbische Volk von der Verbindung mit deutscher Kultur abgeschnitten. Heute blutet uns das Herz darüber, damals gab es nur einige wenige Stimmen, die darauf hinwiesen. Ungarn aber mußte es bei seiner weiten, geographischen Ausbreitung daran liegen, das in den Jahrhunderte-langen, entsetzlichen Türkenkriegen, in welchen Ungarn für ganz Europa am meisten gelitten, dieses verlorene Blut wieder zu ersetzen durch die Aufnahme fremder Kräfte in das eigene Volkstum. So ging einer der jungen Schwabensöhne nach dem andern, gingen fast alle, welche vermöge höherer Intelligenz und Strebsamkeit reich geworden oder einen studierten Beruf ergriffen hatten, ihrem Volkstum verloren und wurden Ungarn.

A.: Aber in welchen Beziehungen steht dies zu den Fragen des religiösen und kirchlichen Le-

bens bei den Schwaben?

B.: In sehr engen: denn die Geistlichen, welche für die schwäbische Bevölkerung, als Priester und Lehrer Glauben und Kirche personifizierten, gehörten ja nicht zum „Volk“, sondern zu jener Oberschicht, und die war ungarisch.

A.: Aber man hat mir wiederholt gesagt, daß auch unter dem alten ungarischen Regime und in der ungarischen Zeit in den schwäbischen Dörfern Religionsunterricht und Predigt deutsch gewesen wären.

B.: Oh ja, so war es! So viel Gerechtigkeits-sinn und seelsorgerliches Fühlen lebte wohl in den meisten Priestern; auch waren Predigt und Religionsunterricht in der Volkssprache in der katholischen Kirche zu allen Zeiten streng vorge-schrieben. Aber das ist im Grunde genommen das viel weniger wichtige. Wir dürfen bei der Unter-suchung solcher Fragen nicht an der Oberfläche bleiben.

A.: Nun, ich denke doch, Muttersprache ist und bleibt Muttersprache?

B.: Das dachte ich früher auch. Heute habe ich gelernt, daß man sogar ein grammatikalisch ganz einwandfreies Deutsch sprechen kann und doch dem Sinn nach Undeutsch und daher unserm Volke wesensfremd. Der Pfarrer war als Kind schon dem bäuerischen (d. h. dem deutsch ge-bliebener) Volke entfremdet, durch Jahre des Studiums von ihm ferngehalten und schließlich aus dem Seminar entlassen worden mit der Grundregel, daß ein guter Priester so wenig als möglich unter das Volk zu gehen habe. Seine Frömmigkeit lernte er bei einem anderen Volk...

A.: Halt, wie kannst Du so etwas sagen? Willst Du denn im Glaubensleben auch nationa-le Unterschiede machen? Ich denke, da gibt es nur einen katholischen Glauben?

B.: Ja, wir sind katholisch, römisch-katho-lisch, und das gilt für alle gleich, den Ungarn wie den Deutschen. Aber wenn wir so „katholisch“ sa-gen und dabei alles unbesehen in einen Topf wer-fen, gehen wir sehr oberflächlich vor, tun wir un-recht. Die ganze Summe der unzähligen sichtba-ren oder nur an ihren Wirkungen wahrnehmba-ren Erscheinungen, die wir meinen, wenn wir „katholisch“ sagen, möchte ich zerlegen; etwa so: Da sind einmal die großen, hochheiligen Gaben des christ-katholischen Glaubens an die gesamte Menschheit, die dogmatisch festgelegten Wahr-heiten, die Gebote, die christliche Lehre, die Sa-kramente mit ihren Gnaden und alles übrige, wo-mit Gott in Seiner Heiligen Kirche alle Gläubigen in gleicher Weise überreich beschenkt. Sie gehen von Gott aus, der uns allen Herr und Vater ist, der über alle wacht und allen hilft. Hier kann es nie eine irgendwie beschaffene Verschiedenheit ge-ben. Das sind objektive Wahrheiten, und sie blei-

ben es für alle Völker. Sie sind das Entscheidende für unser Glaubensleben, das Maßgebende für unser sittliches Verhalten, durch sie sind wir ei-gentlich und wesentlich katholisch ohne Ansehen der Nation oder Rasse.

Daneben aber steht ein anderes, ich möchte es nennen: die Antwort, welche der Mensch auf diese Gaben Gottes gibt, der Wiederhall, den Got-tes Güte im Menschen erweckt, die Reaktion sei-nes Verstandes, Willens und Gefühles auf diese höchsten Gaben das Herrn an seine Gläubigen; das ist die Frömmigkeit. Auch sie beruht auf der göttlichen Gnade. Aber ihre Form, die Art, wie sie sich äußert, ist ganz und gar gebunden an daß menschliche Wesen, an den Boden, auf dem es lebt, die Luft, die es atmet, an Blut und rassische Eigenart so des einzelnen wie ganzer Völker.

A.: So sprichst Du also von einem katholi-schen Glauben, für alle Menschen gleich, aber von einer nach Nation, Rasse und Land verschie-dener Frömmigkeit? Du denkst dabei etwa an die uns fremd erscheinenden französischen Hei-ligenbildchen oder an das Gefühl von Seltsamen, das den südwestdeutschen Katholiken be-schleicht, sieht er Polen den Altar küssen?

B.: Ja, aber bleibe auch hier nicht an Äußer-lichkeiten hängen! Auch sie haben eine gewisse Bedeutung hier, viel wichtiger aber ist die ganze innere Einstellung. Die deutsche Seele in ihrer Herbheit und Gradheit, strenger Unerbittlichkeit und Wahrhaftigkeit im Denken, daneben mit ih-rer tiefen Innerlichkeit und einfachen Frömmig-keit, mit der großen, nur ihr eigenen Fähigkeit zum Aufschwung ins Ideale, hat sich im Laufe der Jahrhunderte von Bonifatius bis auf den heu-tigen Tag ihre eigene Frömmigkeit geschaffen. Sie ist dem deutschen Wesen entsprossen, aus dem katholischen Glauben herausgeformt und hat nichts mit dem religiösen Pathos des Fran-zosen, mit der Gefühlsweichheit und Tiefe des Sla-ven oder mit der Formvollendung des Romanen zu tun. Wir haben unser deutsches, katholisches Frömmigkeitsideal verkörpert in unzähligen deutschen Heiligengestalten des Mittelalters, im deutschen Ritterorden, bis zu den Führern und Vorbildern katholischen, deutschen Lebens in ei-nem Michael Sailer, Görres, Bischof von Ketteler, Alban Stolz und den modernsten, etwa in der heutigen katholischen deutschen Jugendbewe-gung erstrebten Zielen. Diese deutsche Frömmig-keit lebt sich aus im katholischen Akademiker-verband und seinen Schriften genau so wie in den Gebeten eines Schwarzwaldbauern und der Weihnachtskrippe eines schlesischen Webers und den Gedichten eines rheinischen Eisenarbei-ters. Sie ist herb und innig, gedankentief und karg in der Form; sie ist scheu und von jener seeli-schen Keuschheit, sie zögert, innere Bewegung

nach außen zu zeigen. Sie hat auch, wie alles, was von Menschen stammt, ihre eigenen Fehler und Gefahren in sich: neben dem Aufschwung ins Ideale steht der Hochmut, neben der Wahrhaftigkeit die Neigung zur Kritik, neben der Gedankentiefe die Neigung zu sektiererischer Grübeleien, die Hochachtung des eigenen Ich kann in jenen dem Deutschen so eigenen und dem Glauben so gefährlichen Ungehorsam und sein echter Stolz kann in immer wiederholte, törichte Empörung ausarten.

A.: Und glaubst Du denn, daß diese Gegensätze in der Frömmigkeit sich hier irgendwie auswirken? Wenn jene von Dir genannte deutsche Frömmigkeit vorhanden war im schwäbisch-deutschen Menschen des Banates, wohin ist sie heute gekommen?

B.: Euch im deutschen Mutterlande werden vielleicht diese Gegensätze gar nicht so klar praktisch vor Augen gestellt. Hier in der Stadt Temesvár mit ihren vielerlei Nationalitäten ist ein guter Boden, um dies alles zu beobachten.

A.: Ach so, Du meinst die Frau, welche gestern in der Kirche auf ihren Knien um den Altar rutschte, oder den Mann, welcher so tiefe, uns ungewohnte Verneigungen machte? Ja, ich muß sagen, da ist mir als deutschem Katholiken die Art des schwäbischen Bauern, der Schwäbin draußen in der Dorfkirche viel Vertrauter und Verwandter, wenn sie, voll Würde und mit kargen Kniebeugungen in die Kirche kommen, mit peinlichster Sorgfalt gekleidet, steif, still, ernst in ihrem Kirchenstuhl sitzen, und bei aller Sparsamkeit mit Bewegung und Zeremonien drückt doch ihre Haltung, drücken die Gesichter eine ernste Andacht aus.

B.: Die äußere Haltung gibt Zeugnis vom inneren Geiste. Wie viel verrät uns da die Predigt! Süßlich-sentimentale Art, pathetisches Auftreten, Richtung des Hauptaugenmerkes auf Kleinlichkeiten (auch im religiösen Leben gibt es Kleinlichkeiten die uns sehr unnötig aufhalten und ablenken können!) empfinden wir, die wir in der deutschen Frömmigkeit aufgewachsen sind, als undeutsch, nehmen sie nicht ernst oder lehnen sie direkt ab.

A.: Aha, jetzt beginne ich zu verstehen: all diese Dinge bringst Du mit dem Stand des religiösen Lebens bei unseren Schwaben in Verbindung?

B.: Ja, aufs aller ernsteste! Bei der Einwanderung hatten die schwäbischen Bauern hie und da ihre eigenen Geistlichen aus der Heimat mitgebracht. Als diese erste Generation ausgestorben war, fanden sich noch einige Menschen alter lang (Du kannst es in den Pfarr- und Domherrnregistern und in den Kirchenbüchern nachsehen) deutschblütige und deutschsprechende Geistli-

che. Als dann aber die neue Ära einzog, mußten die Geistlichen deutschen schwäbischen Blutes sich der gleichen Erziehung unterziehen wie alle Gebildeten und wurden (etwa um 1870) in fremdem Geist und fremder Sprache herangebildet. Sie fühlten sich dank dieser Erziehung als Vertreter ungarischen Geistes und mehr zu den «Herri-schen», dem Beamtentum und dem Adel (welche sie als Patronatsherr stützte) hingezogen als auch zu dem schwäbischen Volk; sie hatten einen fremden Geist, eine andersgeartete Frömmigkeit angenommen und waren damit der Seele des Volkes fremd geworden.

A.: Wie konnten nun aber diese, die doch auch deutschen Blutes waren, die fremde Frömmigkeit annehmen?

B.: Das ist heute schwer zu sagen; aber manchmal habe ich den Eindruck, daß sie die Frömmigkeit welche ihnen von fremder Seite oktroyiert wurde, nur an, nicht aufnahmen. Oder ich kann Dir's auch anders erklären: Es wird immer weiche (wächserne) Charaktere geben, welche in sich aufnehmen, was immer die Autorität der Lehrer von ihnen verlangt. (Was nicht verwechselt werden darf mit Gehorsam oder mit der naturgegebenen, selbstverständlichen Art, mit welcher der Jüngere Artverwandtes vom Älteren aufnimmt); diese Aufnahme wesensfremder Elemente ist besonders dort zu finden, wo aus dem eigenen Wesen nichts oder nur Schwaches entgegenzustellen ist. Mag sein, daß manche mit der Zeit erstarken und das Aufgezwungene abstoßen oder die Kraft gewinnen, aus dem fremden Kulturgut durch Umwandlung in einer Art Läuterungsprozess dem eigenen Wesen Entsprechendes zu schaffen. Mir sind Persönlichkeiten bekannt, die sich so geholfen habe. Ein sehr beträchtlicher Teil aber der Geistlichen, deren Erziehung noch nicht allzulange zurückliegt, hat aus dieser Erziehung einen tiefen Schaden davongetragen. Die menschliche Unechtheit bedeutet für sie eine lebenslängliche Einbuße an kraftvollem, lebendigem Christentum. Ein solches Christentum erinnert an ein schönes, feines Musikinstrument, aber mit einem Konstruktionsfehler: man kann die „besten Saiten“ aufziehen, sich die größtmögliche Mühe geben, es wird doch nie eine hinreißende und schöne Musik daraus hervorzubringen sein; irgend etwas ist am Klang nicht ganz echt. Wie sollen solche Klänge Seelen gewinnen, zum Glauben begeistern? Ist auch die Zahl derer im Laufe der Zeit immer geringer geworden, so liegt doch in ihrem Wesen und ihrer Wirksamkeit auch heute noch eine tiefe Tragik für sie selber, aber auch für das ihnen anvertraute, schwäbische Volk.

A.: So sehr ich Deinen Ansichten über den Unterschied der Frömmigkeit entsprechend dem

Wesen der einzelnen Nationen beistimme, so kommen mir doch Deine letzten Ausführungen gar zu fremd und neuartig vor. Wenn all dem so ist, wie Du's darstellst, dann könnte ja niemals das Christentum von einem Volk auf das andere übertragen werden; dann wäre es doch z. B. ganz falsch, daß unsere Missionare nach Afrika gehen und dort das Christentum verkünden, denn der rassische Unterschied zwischen Negern und Europäern ist doch größer als der zwischen Ungarn und Deutschen!

B.: Sehr gut, daß Du gerade dies zum Vergleich heranziehst, denn hier ist ein Beweis für die Richtigkeit meiner Auffassung, welche Dich überzeugen dürfte. Überlege einmal: Bonifatius, der deutschblütige Angelsachse, hat mit seiner kleinen Schar im Laufe eines Menschenlebens wenn auch nicht Deutschland ganz und gar christianisiert, so doch dem Christentum in Mitteleuropa zu einer herrschenden Stellung verholfen. Wie klein war seine Schar, wie gering seine Mittel! Wie große Mittel bringt seit Jahrhunderten die ganze Christenheit auf, um Asien, um Afrika dem christlichen Glauben zu gewinnen; dabei wächst ständig die Zahl der Anhänger des Islams, und viele glaubwürdige Augenzeugen berichten, daß die getauften Christen unter den Eingeborenen nicht die besten menschlichen und sittlichen Eigenschaften zeigten. Die Ursache? Der Afrikaner braucht innerhalb des katholischen Glaubens eben seine eigene, afrikanische Frömmigkeit, welche von der der weißen Missionare so verschieden ist wie der Urwald vom deutschen Tannenwald. Der Heilige Stuhl ist, aus der urkatholischen Haltung heraus, einem jeden Volk das Seine zu geben, diesen Erkenntnissen denn auch jetzt nachgekommen. Neger aller Rassen, Chinesen, Inder und Japaner haben nicht nur eigene Bischöfe und Priester, sondern eigene Priesterseminare und innerhalb der dort wirkenden Orden ihren eigenen Zweig, so daß sie ungehindert im Rahmen des katholischen Glaubens ihrer arteigenen Frömmigkeit entsprechend erzogen werden können.

A.: Das ist ganz schön und recht, wenn Du von Negern und Europäern sprichst, aber hier auf das Verhältnis zwischen Ungarn und Schwaben trifft das denn doch wohl nicht zu? Sie sind doch beide in christlichem Geist und europäischer Kultur erzogen.

B.: Vergiß nicht, daß der eigentliche Rasseungar Uralaltaie ist, also gar nicht einmal zur arischen Völkerfamilie gehört. Der Schwabe ist Rheinländer. Die Ungarn können die Wurzeln ihres Wesens auf die innerasiatische Abstammung zurückführen, und der Rumäne, wenn auch römischer Abstammung, hat Jahrhunderte hindurch unter byzantinischem Einfluß gestanden. Wie

verschieden sind doch diese Völker von dem unseren! Ihr Lied, ihre Dichtung, ihr Vollkommenheitsideal! Besonders ihr Gemütsleben. Kennst Du diese eigene Art, die Seele wehrlos dem Schmerz und der Traurigkeit zu öffnen? Der Deutsche mit seiner Abwehrstellung gegen Schmerz kann sich da kaum je hineindenken. Wie völlig verschieden ist etwa auch der Rechtsbegriff oder die Einstellung zum Besitz!

A.: Also so erklärst Du die Überlegenheit deutschen Wesens gegenüber den anderen?

B.: Weit gefehlt: wenn ich hier von verschiedenartigem Geist rede, der aus der Eigenart der Völker spricht so liegt mir nichts ferner, als von einer Überlegenheit im sittlich-moralischen oder rein menschlichen Sinn zu reden. Jedes Volk hat seine eigenen und sehr großen Werte in sich. Für mich ist das eine maßgebend: das Recht und die Pflicht des deutsch-schwäbischen Volkes zu betonen, seiner Rasse und Art entsprechend Echtheit des Volkstums und Kraft des Glaubens zu pflegen.

A.: Du führst also auf die Schwierigkeiten, welche Tatsächlich zwischen ihrem Volkstum und der Ihnen gebotenen Form des katholischen Glaubens bestehen auf diese artfremde Frömmigkeit die abweisende Haltung so vieler, gerade national strebsamer und tüchtiger Menschen unter den Schwaben zurück?

B.: Nicht allein, aber zum größten Teil. Es ist ja ganz selbstverständlich, daß das neuerwachte Gefühl für deutsche Art besonders feinfühlig ist diesen wesentlichen Punkten im religiösen Leben gegenüber. Mehr als im Reich entwickelt der Auslandsdeutsche in sich ein sehr sicheres Gefühl für das was ihm artverwandt und artfremd ist. Viel früher als der Reichsdeutsche spürt er aus einem Gebet oder einer religiösen Übung etwa slawische Sentimentalität oder ungarischen Überschwang heraus.

A.: Kann man denn den Gebildeten nicht anhand der Geschichte des deutschen Mittelalters die innige Verbindung zwischen deutsch-germanischen Volkstum und Kirche nachweisen? Das dürfte sich dann auch auf die andere Volksschichten nach und nach auswirken?

B.: Wenn mich meine Beobachtungen ganz und gar täuschen, so will ja der Banater Deutsche mit seinem neuerwachten deutschen Bewußtsein keine geschichtlichen Beweise, sondern Erfahrungstatsachen. Die meisten Kolonisten haben wenig geschichtlichen Sinn! Der junge schwäbische Mann, das denkende Mädchen, will wissen, ob der katholische Glaube, die Kirche, mit dem stark von ihm erlebten deutschen Wesen vereinbar ist. Instinktiv spürt er den Gegensatz zu dem ihm gelehrt Katholizismus. Tragisch an dem Ganzen ist, daß er die ihm fälschlicherweise dar-

gebotene magyarisches und slawische Frömmigkeit für den katholischen Glauben schlechthin hält. Diese wehrt er ab, die kann er im Grunde nicht erfassen, und so kommt es, daß sich sein Volks- und Familienleben seit einigen Generationen dem Glauben entfremdet hat. Das ist die Tragik im religiösen Leben eines in jeder Hinsicht wertvollen, tüchtigen, sehr ehrlichen Kolonistenvolkes. Da ist aber nicht nur Tragik in Bezug auf das religiöse, es ist auch Tragik für das gesamte kulturelle und völkische Leben des Banater Schwaben.

A.: Siehst Du das nicht zu kraß? Du arbeitest eben auf dem rein kirchlichen Gebiet; wir andern auf dem Boden des Volkstums allein.

B.: Das ist ein Unterschied, den Du, verstündest Du mich recht, gar nicht machen dürftest. Volkstumsarbeit und religiös-kirchliche Arbeit stehen hier im Grunde auf ganz derselben Basis.

A.: ???

B.: Fragen wir uns doch einmal: Was verbindet denn den Einzelnen mit seinem Volk? Wir nennen da wohl die Muttersprache, nennen Sitten und Gebräuche, nennen Rasse und Blut. Ich glaube aber immer, mit dieser Aufzählung haben wir nicht das Tiefste, nicht das Eigentliche getroffen. Was es ist, will ich dir an einem Beispiel, nämlich an der Ehe zeigen. Was macht die Ehe zu dem, was sie ist? Nicht der gesetzlich, sondern der menschliche Vertrag, nicht der natürliche, erotische Teil des Zusammenlebens von Mann und Frau, sondern jene geheimnisvolle Kraft der Seele, welche die Alten weit besser zu schildern wußten, wenn sie sagten: „Zwei sollen Eines werden“ und „Dies Geheimnis ist groß“ – Ja, es ist wirklich ein Geheimnis und eine große Kraft, welche hier gemeint ist und welche das Wesen einer wahren Ehe ausmacht. Es ist nicht jene Kraft der Seele allein, welche wir „Liebe“ nennen. Es gehört noch die Erfurcht dazu, welche eines mit dem ändern zu einem neuen, zwei zu eins, werden läßt; es gehört die Treue dazu, die nicht für Zeit, sondern für Ewigkeit (über die Grenzen des Menschendaseins hinaus) bindet und nicht nur in Zeiten der Freude und des Glückes, sondern gerade in Notzeiten schweres Leid zusammen trägt. Menschen, die in einer wirklichen, derartigen Ehe miteinander verbunden sind, Eines geworden sind, können nie mehr und durch nichts, nicht einmal durch eine rechtliche Trennung oder durch sich gegenseitig zugefügtes Unrecht voneinander getrennt werden. Was ist nun diese Kraft? Wo hat sie ihren Sitz?

Das Volk spricht von Stimmen des Herzens, von der Bindung des Blutes und meint damit wohl die geheimnisvolle und wunderbare Kraft der Seele und des Gemütes, welche darin besteht, „aus sich selbst heraus und in den anderen einzu-

gehen“.

A.: Da sagst Du etwas, was die mittelalterliche Mystik öfters ausspricht, aber nur dann wenn sie dabei Gott und die Seele meint: „Und die Liebe Gottes ist ein Verzehrendes Feuer, das uns herausglüht aus uns selber und mit Gott zusammenlötet in Einigkeit, eins mit Gott, jenseits von uns selbst in ewiger Fülle.“

B.: Schau, hiermit kommst Du von selber zu denn Punkt, zu welchem ich Dich bringen wollte. Die Kraft der Seele und des Gemütes, die ich hier meine, vollbringt das Große: sie läßt uns aus dem Ich herausfinden und in den Anderen eingehen. Aber – und darin ist sich der Weg vom Ich zu Ihm (Seele zu Gott), vom Ich zum Du (in der Ehe), vom Ich zum Wir (Mensch und Volk) gleich – diese Kraft ist nicht einseitig, sie geht nicht bloß von mir aus, sondern auch vom andern: ich gehe, aber ich werde auch hinübergezogen; ich gebe mich hin und empfangen; ich löse mich auf und wachse.

A.: Das leuchtet mir wohl ein, und ich sehe, daß jeweils hier eine große, über uns stehende Kraft aus uns heraus und in uns hineinwirkt. Dennoch will es mir merkwürdig scheinen, wie Du hier drei Dinge zusammen nennst und beinahe einander gleichsetzt, die doch auch wieder grundverschieden voneinander sind: das Verhältnis des Menschen zu Gott, zu seinem Weibe und zu seinem Volk.

B.: Vergleichen heißt nicht gleichsetzen. Wollen wir vorerst nur einmal festhalten: Liebe und Verbundenheit mit dem Volkstum ist eine Kraft, ebenso geheimnisvoll wie die Verbundenheit zweier Menschen in der Ehe oder wie die Liebe einer Seele zu Gott. Sie ist gleichzeitig fruchtbringend und befruchtend, gezogen und anziehend. Das Wesentliche daran ist die „Entäußerung“ des Ich. Sie ist der Wertmesser für einen Menschen überhaupt, für sein Verhältnis zum Volkstum. Alle andere Verbundenheit mit dem Volke ist dieser nicht gleichzusetzen. Diese kann entspringen entweder dem Nutzen, dem Zwang oder dem Trieb, auch mit dabeizusein, oft auch einer ganz ehrlichen, aber doch bloß einer Begeisterung. Nur jene in der „Entäußerung“ der „Ich-Lösung“ wurzelnde Verbundenheit vermag Opfer zu bringen, vermag durchzuhalten durch jahrelange Niedrigkeit, Demütigung und Schmach, durch Verbannung und Elend, vermag für sein Blut und sein Volkstum sich zu opfern und dabei reich zu werden und zuzunehmen an innerer Kraft und Freude.

A.: Nochmals hast Du damit die ganze Volkstumsarbeit und -pflege auf eine andere Basis gebracht, wenn Du die Verbindung zwischen Mensch und Volk zur Höhe religiöser Opferfreudigkeit erhebst. Doch auch dann dürfte man

nicht „Dienst am Volkstum“ mit „Gottesdienst“ gleichstellen oder verwechseln.

B.: Dienst am Volk ist heiliger Dienst und große, heiligste Pflichterfüllung; sie ist keine Religion, aber sie braucht die Religion.

A.: Ja, gerade je tiefer und leidenschaftlicher die Hingabe ist, je vollkommener die Verankerung eines Menschen im Volk und sein DIENST an Ihm, um so mehr bracht er den Glauben.

B.: Wie es auch bei einer ganz großen und tiefen Liebe in der Ehe ist, welche mit höchster Intensität und Gewalt und Unablässigkeit alle Kräfte in sich aufbraucht, dem Menschen gleichsam die Hände fesselt und ihn mit verbundenen Augen gehen läßt: da Du dein Kompaß der die Richtung angibt, mehr noch, ein Steuermann, ein Lotse not, der mit starker Hand das Ruder führt, denn alle Leidenschaft der Hingabe, alle Treue des Dienstes schützt nicht vor Irrwegen.

A.: So gilt Dir wie für den Einzelnen, so für das Ganze die Religion als Wegweiser und Kompaß zum Guten?

B.: Noch weit mehr gilt sie mir: sie muss den Resonanzboden schaffen für alle guten und selbstlosen Kräfte in der Menschenseele. Ohne sie werden wir platt und ohne alle Tiefe. Ist es nicht bezeichnend, gerade im Werdegang des uns so nahestehenden Deutsch-Schwäbischen Volkes, daß in dem Maße, in welchem es sich vom lebendigen Glauben (Kirchgang und allerhand äußerliche, religiöse Gebräuche sind kein unbedingtes Merkmal dafür) entfernte infolge einer artfremden Frömmigkeit, die Geburtenziffer auffallend sank, d. h. also, der Egoismus wuchs? In jener selben Zeit aber gaben auch so viele aus dem schwäbischen Volke Ihre deutsche Art auf um einen Weg zum „Aufstieg“ zu finden. Gerade die Zeit des völkischen Tiefstandes ist auch die eines religiösen und umgekehrt. Das gibt doch zu denken. Während heute, in einer Zeit völkischen Aufstieges auch das religiöse Leben wieder einen Aufschwung nimmt und trotz aller Schwierigkeiten eine neue, deutsche, dem Schwabenwesen verwandte, tief katholische Frömmigkeit ganz langsam sich zu regen beginnt zum Zeichen, das sie nie tot war, sondern nur schlief.

A.: Sprachst Du nicht vorhin vom Geben und Nehmen? Ist das nicht ein gegenseitiges Geben und Nehmen zwischen Volkstum und Glauben, wenn sie, sich gegenseitig ergänzend, zum Schöpfer von Kulturwerten werden? Denke an unsere deutschen Dome, an religiöse Volkssitten, Kunstwerke! Welch wunderbares Zeugnis von der Fruchtbarkeit des Zusammenklanges Deutschen und Christ-Katholischen Geistes!

B.: Und doch ist das für mich nur eine Äußerlichkeit, so wertvoll es nach anderen Seiten sein kann. Ich denke bei „Geben und Nehmen“ doch

noch an ganz andere Dinge. Wir fragen bei unserm ganzen Gespräche jetzt viel zu sehr immer nur wieder danach, was die Religion dem Volke gibt. Ich möchte die Frage umgekehrt stellen und fragen: Was gibt das katholische, deutsche Volk seinem Glauben?

A.: Du wirst da doch am Ende nicht an die Kirchensteuerfrage denken?

B.: Auch das kann manchmal zu einer bedeutsamen Frage werden. Ich denke aber an die „Talente“, welche Gott jedem, dem deutschen Volke aber besonders reich gegeben hat. Wenige europäische Völker sind religiös so begabt wie das deutsche Volk, und wenn es zehn Talente empfangen hat, so heißt das, daß es 20 zurückgeben muß. Das heißt, daß es seine tief durchdachte, innerlich erlebte, arteigene, deutsche Frömmigkeit als reichen, blühenden Zweig dem mächtigen Baum der katholischen Kirche angliedern soll, daß es über kahle und unfruchtbare Stellen, Jahrzehnte oder Menschenalter hinweg mit seinem eigenen, frischen und tiefen Frömmigkeitsleben ansetzen soll, sich selber aus seinem katholischen Glauben heraus seine Frömmigkeit gestalten soll. Wir haben nicht nur ein Recht, wir haben eine zwingende Pflicht zu dieser Frömmigkeit. Wenn alle Völker da stehen mit ihren Gaben, soll dann gerade das reichbegabte deutsche Volk mit leeren Händen vor dem Herrgott stehen, weil wir den Weg zu unserer Frömmigkeit nicht finden konnten?

A.: Das klingt sehr schön, wenn Du das sagst. Aber kannst Du das erwarten von Männern, welche im politischen Kampf, im öffentlichen Leben stehen? Werden, die nicht nach ganz andern Grundsätzen und Erfahrungen vorgehen?

B.: O Ja, ich kann sie erwarten, sogar verlangen, denn ich liebe unser Volk. Für uns Heutige ist der Führergedanke neu belebt, mit tiefem Inhalt erfüllt. Uns ist ein Führer nicht einfach „ein Politiker“, ein „Mann des öffentlichen Lebens“, sondern Führer ist nur der, welcher mit allen persönlichen Opfern, mit aller Kraft und vermöge höherer Sendung sein Volk auf allen Gebieten des Lebens zum Höchsten führt. Da darf es für ihn nicht gleichgültig sein, ob er es nur mit Guten oder ob er es vielleicht mit Besseren, mit Höchstwertigen zu tun hat. Er darf sich nicht damit begnügen, Menschen zu führen, welche „frei von Schuld“ sind, sondern er muß Menschen führen wollen, welche erfüllt sind von aller Macht des Guten und der Gnade. Er muß nicht nur in hoher Verantwortlichkeit und zarter Sorge meiden, was der kostbaren Seele des Volkes schaden könnte, sondern er muß tun, was ihr nützt.

Hohe Liebe ist es, die sich selber schenkt, höchste aber, die den Geliebten zu Gott führt.

Längst war über diesem Gespräch die Sonne untergegangen. Glühend rot im Westen, der Abend war herabgesunken, und im Osten stand rund und leuchtend der Mond am Himmel. Da ertönt von draußen her über die Ebene Gesang, von weit her hören wir die fröhlichen Klänge aus frischen, jungen Kehlen, und dann sehen wir an

uns vorüberziehen die frohe junge Schar (...) von der Wanderung heimkehren. (...) Und sie gehen singend weiter zum Kreuz vor der schon geschlossenen Kirche; wir hören sie beten, wir hören sie mit ihren klingenden Stimmen ihre deutschen Lieder singen: dem Herrgott und der Heimat.

Unter Leitung Seiner Exzellenz, des Hochwürdigsten Bischofs Dr. Augustin Pacha (seit 1923 Apostolischer Administrator, seit 1930 Bischof von Temesvar) wurden, abgesehen von den zahlreichen seelsorgerlichen Einrichtungen für die Nichtdeutschen unter seinen Gläubigen, für die deutschen Diözesanangehörigen neben den ordentlichen Seelsorgeeinrichtungen noch folgende außerordentliche veranstaltet zur religiösen Betreuung in der Sprache und im Geiste des Volkes: Über 300 Reisen machte der Bischof in bisher ganz verlassene Gemeinden, suchte alle Orte zur Spendung der heiligen Firmung auf, teilte den Gläubigen die Kommunion, den Kindern die Erstkommunion aus, weihte die aus dem Dorf stammenden Priester und predigte in der Muttersprache. Zirka 170 Volksmissionen in deutscher Sprache von deutschen Missionaren. Alljährlich werden für Lehrer und Lehrerinnen Exerzitien abgehalten. In die Diaspora-Gemeinden, welche keinen Priester oder Lehrer haben, werden Lehrer, Lehrerinnen und Geistliche wenigstens auf einige Wochen jedes Jahr gesendet. In 90 katholischen deutschen Mädchenkränzen und Frauenvereinen, in 90 Deutsch-Katholischen Jugend Vereinen werden Frauen, Mädchen und Mütter zu treukatholischen Christen und bewußten Gliedern ihres Volkes erzogen. Das reichgegliederte, katholische deutsche Schulwesen wird hier nicht erwähnt.

An Allerheiligen und an Allerseelen

Jedes Jahr wird die Temeswarer Dom-Krypta geöffnet

An Allerseelen (2. November) zelebrierte der Bischof der Diözese Temeswar, Martin Roos, im St.-Georgs-Dom ein Requiem für die verstorbenen Gläubigen der Diözese. Nach dem Requiem begaben sich der Bischof und die Priester in die Krypta des Domes, wo für die dort ruhenden bischöflichen Würdenträger und alle Verstorbenen gebetet wurde. Im Bild rechts die

Grabstätten der Bischöfe Adalbert Boros, Augustin Pacha und Sebastian Kräuter, links ein Blick in die beleuchtete und geschmückte Krypta. Die Domgruft ist in Form eines lateinischen Kreuzes angelegt. Das erste Grab wurde bereits 1741, noch lange vor der Fertigstellung der Domkirche, zum Tode des aus Italien stammenden Domherren Carlo Tazolli, direkt im Fußboden errichtet.



Seelsorgerische Betreuung der Deutschen aus Südosteuropa Geistlicher Rat Egmont Franz Topits zum neuen Visitator der Donauschwaben berufen



Die Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz hat in ihrer Sitzung vom 4. Oktober auf Vorschlag der Pastoralkommission und in Abstimmung mit dem Beauftragten der Deutschen Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge, Weihbischof Dr. Reinhard Hauke, den Geistlichen Rat Egmont Franz Topits zum ehrenamtlich tätigen Beauftragten (Visitator) für die Seelsorge an den Donauschwaben und Deutschen aus Südosteuropa berufen. Damit löst Egmont Franz Topits den verdienten Alt-Visitator Monsignore Andreas Straub im Amt ab, der sich demnächst in der Ruhestand begeben wird.

Die Berufung von Egmont Franz Topits zum Visitator für die Seelsorge an den Donauschwaben und Deutschen aus Südosteuropa, die im Gebiet der Deutschen Bischofskonferenz leben, gilt vom 4. Oktober 2011 bis zur Vollendung seines 70. Geburtstages am 20. Oktober 2013. In einem an den neuen Visitator gerichteten Schreiben sprach sich Erzbischof Robert Zollitsch für eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit zwischen der Pastoralkommission der Deutschen Bischofskonferenz und dem Beauftragten der Bischofskonferenz für die Vertriebenen- und Aussiedlerseelsorge aus. Auch dankte Erzbischof Zollitsch Egmont Franz Topits für dessen Bereitschaft, die vielfältigen Aufgaben zu übernehmen, die mit diesem Amt verbunden sind. Es geht besonders um die kirchliche Integration von 100 000 Spätaussiedlern nach der Wende unter den schwierigen Bedingungen einer weithin säkularisierten Gesellschaft.

Die Einführung von Egmont Franz Topits ins Amt des Visitators findet am 10. Dezember um 18

Uhr in Bayreuth (Sankt Kunigund) statt anlässlich der Feier zum 50. Priesterjubiläum von Monsignore Andreas Straub. Er wurde am 20. Oktober 1943 in Arad geboren. Als er kaum elf Monate alt war, musste die Familie Arad verlassen. Die kriegsbedingte Flucht verschlug ihn, seine Mutter und Schwester nach Böhmen. Nach vier Monaten Aufenthalt in Gersdorf und Zöptau zogen die Flüchtenden weiter nach Sulzbach bei Passau. Unterdessen war Vater Anton bei Frankfurt/Oder gefallen. Nach der Rückkehr in die Heimat verlebte Egmont Franz Topits seine Kindheit in Neuarad. Nach der Volksschule folgte von 1958 bis 1962 der Besuch des Arader Gymnasiums „Ioan Slavici“. Danach folgt das Studium der Philosophie und Theologie am Priesterseminar in Karlsburg (Alba Iulia). Nach Abschluss des Studiums wurde Egmont Franz Topits am 21. April 1968 durch Bekennerbischof Marton Aaron zum Priester geweiht. Die Primizfeier fand in der Heimatgemeinde Neuarad statt. Nach einem kurzfristigen Aufenthalt als Aushilfsgeistlicher in Neuarad wurde dem jungen Priester die Pfarrei Orzydorf anvertraut. Hier wirkte er zehn Jahre. Im Jahre 1978 gelang ihm die Übersiedlung nach Deutschland, wo er sich bereits 1974 zu einer Herzoperation in Erlangen aufgehalten hat.

In der neuen Heimat wirkte Franz Egmont Topits zunächst als Hausgeistlicher bei den Oberzeller Schwestern in der Villa Waldesruh (Bad Brückenau) und bei den Benediktinern zu Münsterschwarzach. Zwischendurch gab es mehrere Krankenhausaufenthalte. In den folgenden Jahren wirkte der Geistliche in der Pfarrei Sambach mit der Filialkirchenstiftung Pommersfelden. Weitere Stationen seines Schaffens: Weltoblate beim Dritten Orden der Benediktiner in Münsterschwarzach und Leitender Pfarrer des Seelsorgebereichs „Ebrachgrund“. Sein 25. Priesterjubiläum feierte er im April 1993 in Sambach. Am 31. August 2007 wurde Franz Egmont Topits in den Ruhestand versetzt und lebt seitdem in Höchstadt. Seine Beschäftigung mit theologischen Fragen fanden auch im Ruhestand seine Fortsetzung. So wurde er im Oktober 2007 Seniorstudent an der Theologischen Fakultät Würzburg in Liturgiewissenschaft und im Seminar für Ostkirchenkunde.

Seit Oktober 2010 ist Franz Egmont Topits Subsidiar für den Seelsorgebereich Höchstadt und Umgebung und als solcher Sonntagspfarrer in Gremsdorf und Aushilfspfarrer in den Pfarreien Höchstadt, Neustadt und Sambach.

Über ein Leben für Gott in bewegten Zeiten

Monsignore Andreas Straub zum 75. Geburtstag und zum 50-jährigen Priesterjubiläum

das Interview führte Dr. Franz Metz

An einem sonnigen Novembertag haben wir Monsignore Andreas Straub in Bayreuth besucht. Gleich von Anfang wurde uns wieder die umfassende Bildung unseres Geistlichen bewusst. Der Spruch des Heiligen Martin von Tour „Non recuso laborem“ [Ich scheue keine Mühe], der auch der Leitspruch des Bekennerbischofs Martin Áron war, leitete das Gespräch ein.

Gerhardsforum: *Unsere Landsleute kennen Sie als Priester, Visitor der Donauschwaben, Geistlicher Rat von den zahlreichen Wallfahrten, Gottesdiensten, Heimattortreffen, Maiandachten, usw. Aber vor allem als Seelsorger reisten Sie in den letzten 20 Jahren in Ihrer Funktion als Visitor landaus und landein tausende Kilometer pro Jahr quer durch Deutschland, um das Wort Gottes unseren Landsleuten zu verkünden. Wie war der Neuanfang in der neuen Heimat nach Ihrer Auswanderung?*

Msgr. Straub: Am 3. November 2011 waren es 30 Jahre seit ich in Deutschland bin. Ich habe 1981 in Bamberg angefangen, in den Pfarreien Lichtenfels und Neunkirchen am Brand. Danach folgten Münchberg und Sparneck bis 2003. Ab 1983 war ich Kolpingspräses und Schuldekan. Diese Aufgaben wurden 1991 erweitert durch Sprecher, ab 1999 zum Visitor für die Seelsorge an den Donauschwaben. Als weitere Stationen folgten die Pfarreien Büchenbach und die Kuratie Trockau, sowie die seelsorgerliche Mithilfe in den Dekanaten Bayreuth und Auerbach, wo ich auch heute noch nebenamtlich tätig bin. Die erste Zeit als Visitor war besonders intensiv. Ich hatte das Amt vom jetzigen Temeswarer Bischof Martin Roos übernommen. Es waren bewegte Jahre in denen viele unserer Landsleute nach Deutschland kamen. Nicht nur die Seelsorge an unseren Landsleuten hier war wichtig, auch die Brückenfunktion in die alte Heimat. Im Banat gab es gleich nach der Wende eine wahre Aufbruchsstimmung. Wir konnten da interkonfessionelle Kontakte wieder aufleben lassen und einige Projekte vornehmen: Hilfstransporte für Kirchen und Altersheime in Rumänien – dies auch überkonfessionell. Konferenzen fanden statt für die Erstellung des ersten ökumenisch ausgerichteten Martyrologiums für Rumänien, Arbeitsbesuche in den Ländern Ex-Jugoslawien, in Ungarn, Rumänien und besonders die Pflege der Kontakte zu den Landsleuten hier in Deutschland und in der alten Heimat. Wir haben z.B. mit einer Delegation unter der Leitung von Weihbischof Gerhard Pieschl die Diözesen und Pfarreien in Rumänien besucht, haben Gespräche mit unserem Lands-

mann Bischof Martin Roos geführt wie auch mit Bischof Mesian von der griechisch-katholischen Kirche und auch Dr. Nicolae Corneanu, den Metropoliten der rumänisch-orthodoxen Kirche des Banats, den Großmetropoliten der griechisch-katholischen Kirche Lucian Muresan in Blaj und Bischof Berteau von Oradea. Gastfreundlich wurden wir aufgenommen von Erzbischof Dr. György Jakobi in Alba Julia. Es soll ja auch weitergehen. Es wird auch weitergehen, aber anders. Das Rad ist nicht mehr zurück zu drehen.

GF: *Sie haben Ihr Theologiestudium ja in einer schwierigen Zeit begonnen, als noch Priester und Gläubige in den Gefängnissen waren, wenige Jahre nach den Deportationen unserer Landsleute nach Russland und in den Baragan. Und diese Wunden waren damals noch lange nicht verheilt. Was hat Sie in Ihrem Entschluss bestärkt, trotz Unterdrückung durch das kommunistische Regime des rumänischen Staates, Priester zu werden?*

Msgr. Straub: Ich stamme aus einer katholischen, gläubigen Familien. Wir Kinder waren als Ministranten im Neuarader Pfarrhaus von Dr. Géza Kienitz und den Kaplänen zu Hause. Die Mutter hatte in Lippa die Ausbildung bei den Armen Schulschwestern des Notre-Dame-Ordens gemacht. Sie hatte vor ins Kloster zu gehen und eine kirchliche Laufbahn einzuschlagen. Als ihr Vater, Schweitzer Johann, in Italien im ersten Weltkrieg gefallen ist, musste sie ihre Ausbildung abbrechen und zurück nach Hause um sich um ihre kleineren Geschwister zu kümmern. Ihre Mutter, meine Oma – damals guter Hoffnung – ist nach diesem schweren Schicksalsschlag erkrankt und brauchte ihre Hilfe. So ist meine Mutter von der gewünschten Laufbahn abgekommen.

Die Schulschwestern waren am Anfang enttäuscht:

„Katharina, du bist uns untreu geworden“. Doch als später ihre zwei Söhne Priester wurden, verstanden sie:
„der Herrgott hatte was anderes mit dir vor!“.

Ich bin der jüngste Sohn. Mein Bruder Franz war



**Andreas Straub als Schüler der Pädagogischen
Lehranstalt Neuarad, 1950-1954.**



**Neupriester Andreas Straub in Neuarad,
Primizmesse am 10. Dezember 1961.**



**Diakon Andreas Straub mit Erzbischof
Marton Áron, Alba Julia, Oktober 1961.**



**Die Brüder Franz und Andreas Straub als
Theologen im Elternhaus, Neuarad 1957.**



Steierdorf 1966-71: Pfr. Franz Dippert, Pfr. Prof. Peter Jäger, Dechant Paul Lackner, P. Bernhard Fischer, Ortspfrarrer Andreas Straub.



Neupriester Andreas Straub mit seinen Firmkindern Franz Schragner, Herbert Ray in Neuarad 1962.



Jubiläumsfeier in Neusanktanna: Ordinarius Konrad Kernweiss, Pfr. Stefan Ackermann und Pfr. Dr. Franz Kräuter.



Doppelprimiz Neusanktanna 1975: Neupriester Franz Marksteiner, Pfr. Andreas Straub, Neupriester Andreas Reinholz.

schon im Priesterseminar in Alba Julia und war zum Teil mein Vorbild – so weit Geschwister Vorbilder sein können. Meine Schwester Magdalena, 10 Jahre älter als ich, wurde mit 18 Jahren für 5 Jahre nach Russland deportiert. Ebenso mein Vater. Er kam nach 2 Jahren schwer krank heim.

GF: Sie hatten ursprünglich Mathe- und Physikstudium für das Lehramt angefangen. Was hat dazu beigetragen, dass Sie ihre Bestimmung noch in den jungen Jahren erkennen konnten, Priester zu werden?

Msgr. Straub: Beeindruckt hat mich Bischof Dr. Augustin Pacha, der als Schwabenbischof und Volksbischof bekannt war. Er verstarb 1954, nach dem er schwer erkrankt aus dem Gefängnis in Sighet entlassen wurde. An der Bahre von Augustin Pacha habe ich erkannt: Den Weg den ich eingeschlagen hatte, ist nicht der richtige. Das wird nicht mein Beruf sein, deshalb wechselte ich auf Theologie. Ich wollte fortan nicht mit Zahlen und Materialien sondern mit Menschen arbeiten. Trotzdem habe ich das erste Jahr fertig studiert. Da ich ein Stipendium hatte, wollte ich nicht den Vorwurf auf mir sitzen lassen, ich hätte die Herausforderungen nicht geschafft und wäre nur deswegen auf Theologie umgestiegen! So hatte ich während meiner ganzen Studienzeit weiterhin mein Stipendium und habe die Diözese durch meine Ausbildung finanziell nicht belastet. Als ich mich beim Kommissariat in Temeswar zum Theologie- und Philosophie-Studium umgemeldet habe, haben die »Tovarasi« [Genossen] mich richtig zusammengestaucht.

GF: Welche Erinnerungen haben Sie an diese Zeit im Priesterseminar?

Msgr. Straub: Die Abgeschiedenheit war gewöhnungsbedürftig. Es heißt ja in der heiligen Schrift »zu zweit ausgesandt«. Wir durften in unserer Freizeit nur zu zweit das Seminar verlassen. Ich habe dies damals als Entmündigung empfunden. Auch durften wir nur im Sommer, in der Großen Ferien, nach Hause. Ein Beispiel: Als mein intimer Freund Georg Pommersheim, mit dem ich ein Jahr Mathematik und Physik studiert hatte, im Alter von 23 Jahren verstorben ist, konnte ich nicht mal zur Beerdigung fahren! Dies hat mich schon befremdet und bedrückt. Andererseits war die Spiritualität, die wir von unseren Professoren mitbekommen haben, gut. Ich habe die Kirche immer als ein Hort der Wahrheit erlebt. In ihrem Schatten fanden wir Zusammenhalt und Lebenssinn.

GF: Ihre Primiz fand zu einem ungewöhnlichen Zeitpunkt statt. Warum?

Msgr. Straub: Weihetermin ist üblicherweise im Sommer, am Apostelfest »Peter und Paul« oder, oder wie bei meinem Bruder, 1957 der »Weiße Sonntag«. In dem Jahr als ich mein

Studium beendet habe, war es in der Schwebe, ob wir im Sommer noch zum Militär mussten. Die Jahrgänge nach uns mussten es. Damit wir nicht zu »Märtyrer« wurden, hat uns der Bischof nicht vorher geweiht. Im Herbst haben wir dann die Subdiakonatsweihe, die heute nicht mehr üblich ist, und die Diakonatsweihe bekommen. Am 8. Dezember 1961 wurden wir, eine Gruppe von 12 Priesteranwärter, vom Bekennerbischof Marton Áron im lateinischen Ritus, wie vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil üblich, geweiht. Am 10. Dezember fand meine Primiz in Neuarad statt. Für eine öffentliche Feier wurde keine Genehmigung erteilt. Nach außen durfte nichts geschehen! Deswegen war die Primiz nicht wie in der üblichen Weise wie im Banat Brauch, erfolgt, sondern im Stillen. Ich habe gerade mal zwei Fotos als Erinnerung und diese nur in der Sakristei und nachgestellt am Altar.

GF: Wie waren Ihre Anfänge als Seelsorger?

Msgr. Straub: Die Ernennung als Kaplan nach Sanktanna erfolgte im Dezember 1961. Durch die vorherrschenden Verhältnisse in Sanktanna – da gab es Streit zwischen der kommunistischen Behörde und der Kirche. Es ging um die Enteignung eines Grundstückstreifens neben der Kirche für einen Kinobau. Der Kompromiss der letztlich geschlossen wurde führte dazu, dass der neue Kaplan der Leidtragende war, der dadurch erst am 15. August 1962 seinen Dienst in der Pfarrei antreten konnte. Mein erstes Bussakrament das ich spenden durfte war zur Wallfahrtszeit nach Maria Radna in Neuarad. Mein damaliger Pfarrer Dr. Anton Schulte sagte mir, ich möge doch im Beichtstuhl ein »pastorales Räuspern« von mir geben, also ich solle husten damit die Gläubigen wissen, dass da jemand drin ist. Sanktanna war mit 6.000 Seelen eine der größten katholischen Gemeinden zu der Zeit. Da waren an die 400 Kinder zu betreuen. Nur Erstkommunionkinder waren 80 bis 120 pro Jahr. In meiner ersten Zeit in Sanktanna hat mir sehr geholfen, dass ich im Pädagogischen zu Hause bin. Ich hatte ja vor meinem Studium die neu gegründete Deutsche Pädagogische Lehranstalt in Neuarad (neben Temeswar und Hermannstadt wurde 1951 auch in Neuarad eine Pädagogische Lehranstalt gegründet) mit Matura 1954 absolviert. Mein Jahrgang war der erste Absolventenjahrgang dieser Schule. Auf unserem Absolventenbild haben wir als Leitspruch ein Zitat von Friedrich Rückert gewählt

„Was ihr dem lockeren Grund einpflanzt,
wird Wurzeln schlagen,
was ihr dem zarten Zweig einimpft,
wird Früchte tragen.“

Dieser Leitspruch hat mich ein Leben lang begleitet. Nach drei Jahren wurde ich nach Steierdorf beordert und habe dort Pfarrer Peter Jäger abgelöst, der als Philosophieprofessor an das Seminar nach Alba Julia ging.

GF: *Welche schönen Erinnerung an die Priesterzeit im Banat würden Sie gerne erwähnen?*

Msgr. Straub: Die 6 Jahre Steierdorf waren eine schöne Zeit, die Leute waren sehr dankbar. Es waren Grubenarbeiter die sehr schwer arbeiten mussten. Viele sind an Steinlunge gestorben. Ich bin, ob Winter oder Sommer, mit meinem Zündapp-Motorad (das hatte ich über die Caritas bekommen) über Berg und Tal gefahren. Ich hatte noch eine kleine Gemeinde in den Bergen zu betreuen. Gerne erinnere ich mich auch an die Kirchenrenovierung in Steierdorf mit Franz Hahn und der Künstlerin Gisela Juhasz. Die neugotische Kirche ist wunderschön geworden. Bei der Häuserweihe hat mich jedes Haus hereingelassen, ob katholisch oder orthodox. Leider hatten einige unserer Landsleute ihre Kinder, wegen den besseren Zukunftschancen, in die rumänische Schule geschickt. Es war damals schon zu erkennen, wie allmählich das Deutsche verschwinden wird. Sanktanna, zum Vergleich, war damals eine »Oase« der deutschen Kultur im Banat. Als ich 1971 als Pfarrer wieder in Sanktanna war, konnten wir hier auch die Kirche durch die zahlreichen Spenden und Hilfen renovieren. Sogar eine Heizung hatten wir eingebaut. Es gab damals schon großzügige Spenden aus dem Ausland. Viele meinten es wird so weitergehen...

GF: *Damals war ja die katholische Kirche vom rumänischen Staat nur geduldet, nicht als eine Religionsgemeinschaft anerkannt. Das Konkordat mit Rom war aufgelöst. Welche Erfahrungen haben Sie mit der kommunistischen Macht gemacht?*

Msgr. Straub: Meine Mutter hat uns Kindern Wachsamkeit gelehrt: Wer unsere Kinder von der Kirche abhält, mit denen wollen wir nichts zu tun haben. Sie hatte eine gesunde Einschätzung für die Nazis und für den Kommunismus. Oft haben sie mich kontrolliert als ich von einem griechisch-katholischen Freund aus Klausenburg heimfuhr – unter dem Vorwand, meine Reise schriftlich festhalten zu können. Ich wusste von vielen Mitbrüdern wie schwierig das war. Mit den Behörden hatte ich auch Probleme wenn es für die Gemeinde Sachspenden aus dem Ausland gab. Die hatten den Verdacht, dass da Valutaschiebereien mit im Spiel waren.

GF: *Und so kamen Sie nach Deutschland...*

Msgr. Straub: Ich war inzwischen 45 Jahre alt und noch nie im Ausland. Nicht mal in Ungarn. Wir haben Abschiedsämtler für unsere Landsleute die ausreisen durften gehalten und

sangen dabei „*Verlasse nun mein Elternhaus*“. Es zeichnete sich ab, wohin dies führen würde...

Meine Tante, die jüngste Schwester meiner Mutter, die schon in Deutschland lebte, ist 1981 erkrankt. Sie ist heute über 100 Jahre alt und lebt noch in Singen. Ich habe die Papiere für den Besuch eingereicht. Eines Tages kam der Securitate-Chef von Arad und hat sich zum Kaffee eingeladen. Der Herr tat freundlich: „*Veti pleca in Germania, va veti intoarce si veti fi omul nostru*.“ [Sie werden nach Deutschland fahren, Sie werden zurückkommen und werden »unser Mann« sein]. Er erklärte mir dann auch noch die »Vorteile« für meine Familie. Danach habe ich den Pass bekommen. Mit welchen Gefühlen und Bauchschmerzen ich dann fortging?! Ich bin kein Held. Ich wusste nicht ob ich zurückkommen kann und dann den Druck aushalten würde. Ich bin also in Deutschland am Karlsruher Bahnhof angekommen.

„Gelobt sei Jesus Christus. Herr Pfarrer, den Hut brauchen Sie in Deutschland nicht,“

sagte mir zur Begrüßung Sepp Tänzler, einer meiner Zöglinge, der mich dort erwartete. Ich habe mich auf Reise begeben und habe Freunde, Familie und Landsleute besucht.

In Freiburg war zu dieser Zeit Dr. Robert Zolitsch im Priesterseminar tätig, dort lernte ich ihn kennen. Mein Neuarader Landsmann Pfr. Egmont Franz Topits und andere besucht ich und bin so vor den Toren Bambergs in Pommersfelden gelandet. Da ich noch immer nicht wusste wie es weiter gehen soll, bat ich um Audienz beim Generalvikar von Bamberg, Dr. Heinrich Straub. So nahmen die Dinge ihren Lauf und am Ende hatte ich eine Anstellung zum 1.12.1981 in der Erzdiözese Bamberg: in Lichtenfels im oberfränkischen Gottesgarten; in der Nähe der Wallfahrtskirche Vierzehnheiligen war meine erste Wirkungsstätte.

GF: *Wir veröffentlichen in diesem Heft auch ein Interview aus dem Jahre 1933 mit Schwester Hildegardis Wulff zum Glauben der Banater Schwaben. Wie haben Sie die Banater Schwaben erlebt?*

Msgr. Straub: Ich habe unsere Banater als gute Christen erlebt. Es war ein gutes Fundament da. Volkstum und Brauchtum waren sehr im Glauben verankert. Es war dort kein verkopfter Glaube. Die Leute waren einfacher und hatten Vertrauen in ihren Pfarrer. Wo die religiöse Prägung der Gemeinde da war, konnte man sehr viel erreichen. Im Gebiet um Neuarad waren konfessionelle Schulen der Armen Schulschwestern. Die Heide war ganz anders geprägt. Aber überall haben gute Seelsorger gewirkt und den Samen gu-



Auf dem Weg zur katholischen Kirche in Neusanktanna (zwischen 1972-1981): (v.l.n.r.) Pfr. Franz Straub, Festprediger und Hauptzelebranz P. Lukas Jäger SDS, Pfr. Michael Henger, Pfr. Andreas Straub.



Doppelprimiz in Neusanktanna 1975 mit den beiden Neupriestern Franz Marksteiner und Andreas Reinholz.



Empfang im Pfarrhof der katholischen Kirche in Neusanktanna 1978, (Priester v.l.n.r.): Pfr. Michael Henger, P. Pius Hofmann, Pfr. Markovitz, Pfr. Franz Huhn, Pfr. Franz Marksteiner, (vorne) Pfr. Peter Pazmany, Pfr. Andreas Straub.



Beim 60. Geburtstag von Pfr. Dr. Anton Schulten im Pfarrgarten von Neuarad (1957), u.a. mit Pfr. Dr. Geza Kienitz, Theologe Hans Burger, Kaplan Andreas Straub, Generalvikar Dr. Ferdinand Cziza, Pfr. Josef Hampel (Sackelhausen), Msgr. Emmerich Vormittag, Pfr. Paul Lackner.



Festzug zum Festgottesdienst in der katholischen Kirche von Neusanktanna, mit (v.l.n.r.) Pfr. Peter Domanyanz, Pfr. Dr. Franz Kräuter (Hauptzelebrant), Pfr. Andreas Straub, (zw. 1972-1981).



Kirchweihgruppenbild, Steierdorf 1966 (v.l.n.r., sitzend): Vater von Pfr. Andreas Straub, Pfr. Franz Dippert, Pfr. Peter Jäger, Pfr. Paul Lackner, P. Bernhard Fischer, Pfr. Andreas Straub.



**Pfarrer Andreas Straub in seinem Pfarrbüro,
Neusanktanna 1980.**



**25-jähriges Priesterjubiläum von Pfr. Franz
Straub 1982 in Neusanktanna: (v.l.n.r.) Jubilar Pfr.
Franz Straub, Pater Lukas Jäger SDS, Pfr. Laszlo
Thury, Pfr. Stefan Ackermann, Kaplan Josef Hell,
Pfr. Andreas Reinholz, P. Gottfried Borth, Diakon
Reinhold Lovasz.**



← **Bild links: Im Kirchenportal Neusanktanna 1979:
P. Pius Hoffmann SDS, Pfr. Dr. Franz Kräuter,
Pfr. Andreas Straub, Pfr. Peter Domanyanz.**



**Kirchweihpaar mit Kirchweihstrauss 1980 in Neu-
sanktanna: Renate Seifert, Josef Kerner und Pfr.
Andreas Straub.**



← **Bild links: Neusanktanna 1978: Kirchweihpaare
auf dem Weg zum Pfarrhaus.**



ten Glaubens gestreut. Bischof Augustinus Pacha war geistlicher Vater aller Banater. Wenn er zur Firmung kam, so war dies ein Ereignis. Was er einem mitgegeben hat war ganz einfach:

*„Mein Kind: kein Tag ohne Gebet,
kein Sonntag ohne Messe,
kein Freitag ohne Fasten,
kein Ostern ohne Beichte.
Verstehst du mich?“*

Es ist ja so: man streut den Samen aus. Der Heilige Geist wirkt und was wächst, weiß der Herrgott allein... Ihren Glauben haben die Banater Schwaben überall mitgenommen wo sie hingezogen sind.

Ein Beispiel: Dompfarrer Josef Richter vom Hohen Dom zu Bamberg sagte einst zu Spätaussiedlern: *„Ihr habt etwas Wichtiges aus eurer angestammten Heimat mitgebracht. Verliert es nicht. Eure Herzlichkeit und euren Gemeinschaftssinn. Das ist uns hier verloren gegangen.“* Mehr Gefühle und ein Glaube der lebt – das hat er, als Außenstehender, an uns so gesehen.

GF: *Wo sehen Sie Ihre Erfolge als Seelsorger?*

Msgr. Straub: Es freut mich sehr wenn ich höre, dass ehemalige Religionskinder noch heute von dem zehren, was ich ihnen damals beigebracht habe. Auch einigen Priestern habe ich verholfen ihre Berufung zu finden. Aus Sanktanna stammen sechs Priester und aus Deutschland hier zwei. Ich habe auch andere Priesteramtskandidaten begleitet. Es sind auch einige die das Studium begonnen haben aber nicht abgeschlossen haben; die sind heute Messner oder in Kirchengremien tätig. Ich kann also sagen: ich bin nicht »kinderlos«.

GF: *Welche Ziele habe Sie sich für Ihr zukünftiges Wirken gesetzt?*

Msgr. Straub: Ich wünsche mir, dass die älteren Landsleute nicht vergessen werden – sie sind Traditionsträger! So intensive Veranstaltungen wie die Hildegardis-Tagung zum 50. Todestag in Ingolstadt und im Kloster der Lyobaschwestern in Freiburg sind sehr wichtig. Es wäre schade, wenn dies verkümmern würde. Auf meinem Schreibtisch liegt das Buch von Jörg Zink »Ich werde gerne alt«. Wo geht unsere Lebensreise hin? Aus dem Glauben wissen wir: heimwärts – zu Gott!

GF: *Was würden Sie ihrem Nachfolger als Visitator ans Herzen legen?*

Msgr. Straub: Ich lege Pfarrer Edmund Topits ans Herz, die Kontakte nach Temeswar weiter zu pflegen. Wir werden ihn unterstützen in seiner neuen Aufgabe. Unsere Zeitungen werden seinen guten Umgang mit den neuen Medien schätzen.

GF: *Haben Sie eine Empfehlung für unsere Banater Jugend, die junge Basis der Landsmannschaft?*

Msgr. Straub: Ja, aber nicht nur für sie. Ein Wort des hl. Paulus begleitet mich seit meiner Firmung. Kor. 16, 13-14: Seid wachsam, steht fest im Glauben, seid mannhaft, seid stark! Alles, was ihr tut, geschehe in Liebe. Der Papstbesuch in Deutschland in diesem Jahr stand unter dem Motto: *„Wer glaubt ist nie allein“*. Beim Festgottesdienst in dem vollen Freiburger Stadion hat mich sehr beeindruckt, dass drei Minuten Stille möglich waren. Papst Benedikt XVI. bleibt der »Professor«, kann Ermutigung und Spiritualität vermitteln. Ich empfehle den von ihm pädagogisch gut aufbereiteten Katechismus für junge Leute: Youcat. Wenn ich noch Pfarrer wäre, würde ich ihn bei jeder Firmung verschenken. »Ich glaube« heisst nicht »ich weiß« sondern »ich vertraue«. Kirche und Heimat geben Geborgenheit. Wer keine Wurzeln hat, der geht verloren. Wer Wurzeln hat, der hat Zukunft. Katholisch bedeutet nicht »entweder oder«, sondern »sowohl als auch«. Als Christ und Bürger: christliche Werte leben und erhalten.

GF: *Als Sie vor ein paar Jahren anlässlich der Weihe des ehemaligen Temeswarer Generalvikars Laszlo Böcskei zum Bischof von Großwardein in Sanktanna waren, haben Sie ihre Geige in einem alten Schrank in der Sakristei gefunden. Gibt es eine Geschichte dazu?*

Msgr. Straub: Ich habe diese Geige in lieber Erinnerung. Meine Mutter konnte gut Geige spielen. Ich habe auch in meiner Ausbildung Instrumente spielen gelernt. Außer Geige habe ich auch Harmonium und Orgel gespielt. Obwohl ich mir auch mal ein Cello gekauft hatte, habe jetzt keine Übung mehr. Ich habe diese Geige restaurieren lassen und habe sie Ottmar Schmidts Sohn Martin in Tockau gegeben, damit sie weiter erklingen kann. Meine Mutter hat mit uns Kinder zu Hause, an Weihnachten, immer zusammen musiziert. Wir waren eine singende, klingende Familie.

Gerhardsforum: Wir haben ja am 29. August 2011 in München gemeinsam Ihren 75. Geburtstag nachgefeiert und freuen uns auf den Dankgottesdienst zum Goldenen Priesterjubiläum am 10. Dezember in Bayreuth. Wir wünschen Ihnen Gottes Segen, weiterhin die beste Gesundheit und Schaffenskraft. Vielen Dank für das Gespräch.

◀ **Bild links: Kirchweih 1983 in Neusanktanna (v.l.n.r.): Pfr. Reinhold Lovasz, Pfr. Josef Hell, Pfr. Georg Kaufmann, Pfr. Franz Straub, P. Lukas Jäger SDS, Pfr. Karl Zirmer, P. Gottfried Borth.**

Buchenlanddeutsche trauern um Dr. Otto von Habsburg

Der letzte Erzherzog des Kronlandes Bukowina ist im Alter von 98 Jahren entschlafen

von Luzian Geier

In vielen europäischen Ländern und Kreisen wurde die Nachricht vom Ableben Otto von Habsburgs mit großer Trauer aufgenommen, auch von den Buchenlanddeutschen, ihren landsmannschaftlichen Vereinen in Deutschland und Österreich. Sie fühlten sich dem letzten Erzherzog ihrer alten Heimat sehr verbunden und waren stolz, dass er in Augsburg im Bukowina-Institut Vorträge zu Themen hielt, die die Welt bewegten, wie auch darüber, dass er mehrmals fulminanter Festredner ihrer Bundestreffen war. Otto von Habsburg war Ehrenmitglied der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen in der Bundesrepublik und vor etwa 15 Jahren wurde ihm die höchste Auszeichnung dieses Vereins, die Ehrennadel in Gold mit Urkunde, verliehen.

Hochbetagt besuchte der geschätzte Europapolitiker die alte Landeshauptstadt Czernowitz, über deren Besonderheiten er im Geleitwort zum Buch „Czernowitz - Eine Stadt im Wandel der Zeit“ geschrieben hat („Czernowitz oder was ist Toleranz“), ein wichtiges frühes Buch zur Geschichte dieser europäischen Metropole, das die Landsmannschaft der Bukowiner 1988 herausgegeben hatte. Der Text ist auch im Buch „Idee Europa“ abgedruckt worden. Darin heißt es zusammenfassend im Schlussteil: „In Czernowitz gab es die Synthese zwischen nationalem Verständnis und einer höheren, man möchte sagen europäischen Einstellung. Hier wurde in einem gemischtnationalen Raum bewiesen, daß die Völker im Geiste einer gemeinsamen Kultur Gewaltiges leisten können, daß es möglich ist, verschiedene Sprach- und Glaubensgemeinschaften friedlich und im Dienste an eine große, gemeinsame Idee zusammenzuführen.“ Die katholischen Czernowitzer Pennäler dokumentierten diese Reise im Heft 20 ihrer Reihe „Czernowitzer Kleine Schriften“. Das Heft beinhaltet drei Textbeiträge und mehr als 60 Bilder. Es erschien zum 95. Geburtstag am 20. November 2008. Seine Bindungen zum Buchenland und zu den Bukowinern wurden auch auf dem 61. Bundestreffen der Landsmannschaft am 16. Juli in Sindelfingen gewürdigt.

In diesem zitierten Sinne fühlte sich der „letzte große Baumeister der europäischen Einigung aus der Pionier-Generation“ (Bernd Posselt, Präsident der Paneuropa-Union Deutschland) der Bukowina und den Buchenländern verbunden, was zuletzt aus den in dieser Zeitung veröffentlichten Grußworten zu den Bundestreffen der

letzten Jahre veröffentlicht wurden, als ihm die Teilnahme nicht mehr möglich war. Aber nicht nur die Sudeten- und Buchenlanddeutschen erfreuten sich der großen Zuneigung des politischen Kämpfers gegen Na-



tionalsozialismus und Kommunismus, sondern alle Heimatvertriebenen und die Völker Südosteuropas insgesamt.

Er leistete einen wesentlichen Beitrag zum Fall des Eisernen Vorhangs (Initiator des historischen Picknicks an der österreichisch-ungarischen Grenze) und zur großen politischen Wende hinter dem Vorhang. Er hat sich als Europapolitiker engagiert für die Verwirklichung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker, für Minderheitenrechte und die Osterweiterung der EU. Zwanzig Jahre lang (1979 - 1999) hatte er erfolgreich im Europaparlament gewirkt und war der älteste und langjährigste Europaparlamentarier. Drei Jahrzehnte hindurch stand Habsburg als Präsident der Internationalen Paneuropa-Union vor und war deren Ehrenpräsident.

Ein großer und vorbildlicher Politiker, ein beispielhafter und unerschrockener Europäer ist am 4. Juli im Alter von 98 Jahren in seinem Haus in Pöcking am Starnberger See „friedlich eingeschlafen“. Der älteste Sohn des letzten Kaisers von Österreich, Königs von Ungarn, Erzherzog der Bukowina hinterlässt sieben Kinder, 22 Enkelkinder und zwei Urenkel. Seine Ehefrau, Prinzessin Regina von Sachsen-Meinigen, war im Februar 2010 verstorben.

Die Särge der beiden Verstorbenen wurden nach dem Requiem in Mariazell - „der Mutter Gottes des Donauraumes“ - nach Wien in die Kapuzinergruft (Kaisergruft) gebracht, das Herz des verstorbenen Kaisersohnes wird der Familientradition entsprechend getrennt in Ungarn beigesetzt, im Benediktinerkloster Pannenhalm südlich von Győr.

Was zählt, ist die Freude an der Musik

14. Bundestreffen der Banater Chöre und Singgruppen

von Walter Wolf

Alle Jahre wieder, regelmäßig in der zweiten oder dritten Oktoberwoche, treffen sich die Banater Chöre und Singgruppen – und das schon seit 14 Jahren. War es in der Anfangszeit jeweils eine andere Stadt, in der man zum großen Sängerfest zusammenkam, so ist seit 2001 immer wieder die große und moderne Stadthalle von Gersthofen bei Augsburg Austragungsort des „Sängerstreites“. Hier fühlen sich die Teilnehmer bereits wie zu Hause. Man kennt nicht nur die Örtlichkeiten, sondern auch die Sängerkollegen der einzelnen Chöre, die Dirigenten, Solisten und auch das Publikum. Bei so einer fast familiären Atmosphäre kann natürlich nicht von einem Sängerwettbewerb gesprochen werden, denn schließlich weiß jeder Chor, dass die „Anderen“ auch nur mit Wasser kochen und dass die Zahl der Sänger bei ihnen genauso rückläufig ist und auch die Altersstruktur aller Chöre nicht gerade optimistisch stimmt. Und dennoch: Man kommt gern nach Gersthofen, als Sänger und auch als Zuhörer des großen Chorkonzertes. Dies auch, weil neben den bekannten Liedern, Vortragsweisen und Interpretationen immer wieder auch etwas dabei ist, das aufhorchen lässt, das dem Treffen eine besondere Note verleiht. So war es auch diesmal. Zum ersten Mal dabei war in diesem Jahr der Ulmbacher Chor aus Rechberghausen unter der Leitung von Winfried Janke. Eine weitere Neuheit war die Anwesenheit eines Chores außerhalb der Banater Gemeinschaft. Die Sängerrunde der Gersthofener Naturfreunde unter der Leitung von Norbert Kraus war in gewissem Sinne Gast und Gastgeber zugleich. Das Chortreffen wird vom Bundesvorstand der Landsmannschaft der Banater Schwaben veranstaltet und finanziell unterstützt durch die beim Donauschwä-

bischen Zentralmuseum tätige Kulturreferentin für Südosteuropa, Dr. Swantje Volkmann.

Am 14. Bundestreffen der Banater Chöre nahmen diesmal elf Singgemeinschaften teil: der Rastatter Chor (Leitung: Walter Berberich), der Banater Chor aus Traunreut (Susanne Ballmann), die Sängerrunde der Gersthofener Naturfreunde (Norbert Kraus), der Darowaer Kirchenchor (Leitung: Erich Meixner, Dirigent: Dr. Franz Metz), der Banater Chor und Kirchenchor Sankt Pius München (Dr. Franz Metz), der Banater Seniorenchor Ingolstadt (Niki Huss), der Ulmbacher Chor aus Rechberghausen (Winfried Janke), der Banater Chor aus Reutlingen (Hans Neu), der Banater Chor Frankenthal (Katharina Eicher-Müller), die Banater Männersinggruppe (Peter Helmut Meinhardt), und der Banater Chor aus Karlsruhe (Hannelore Slavik).

Hin und wieder gab es auch Höhepunkte, wie der Auftritt der Solistinnen Irmgard Holzinger-Fröhr und Melitta Giel, begleitet am Klavier von Bruno Scarambone. Ein weiteres Highlight war der Instrumentalvortrag von Karl-Wilhelm Agatsy (Violine) und Dr. Franz Metz (Klavier). Die beiden Musikinterpreten spielten hauptsächlich Stücke von Banater Komponisten, so „Schwäbische Dorfmusik“ von Franz Ferch und „Myrtenblütenwalzer“ von Wilhelm Schwach. Das vierstündige Konzert endete mit dem gemeinsam von allen Chören gesungenen Schlusslied „Herr, bleib bei uns (Musik: Stefan Ochaba) unter der Leitung von Dr. Franz Metz. Abschließend dankte der Bundesvorsitzende der Landsmannschaft der Banater Schwaben, Peter-Dietmar Leber, allen mitwirkenden Sängern und Chorleitern für ihr Bemühen, die Banater Chortradition auch in der neuen Heimat lebendig zu erhalten.



Aufmerksam verfolgten die Zuschauer die Darbietungen der elf Chöre und Singgruppen

Der gesungene Glaube: das Kirchenlied

Katholisches Gesangbuch der Donauschwaben erschienen

von Dagmar Varady (Musik- und Literaturwissenschaftlerin)

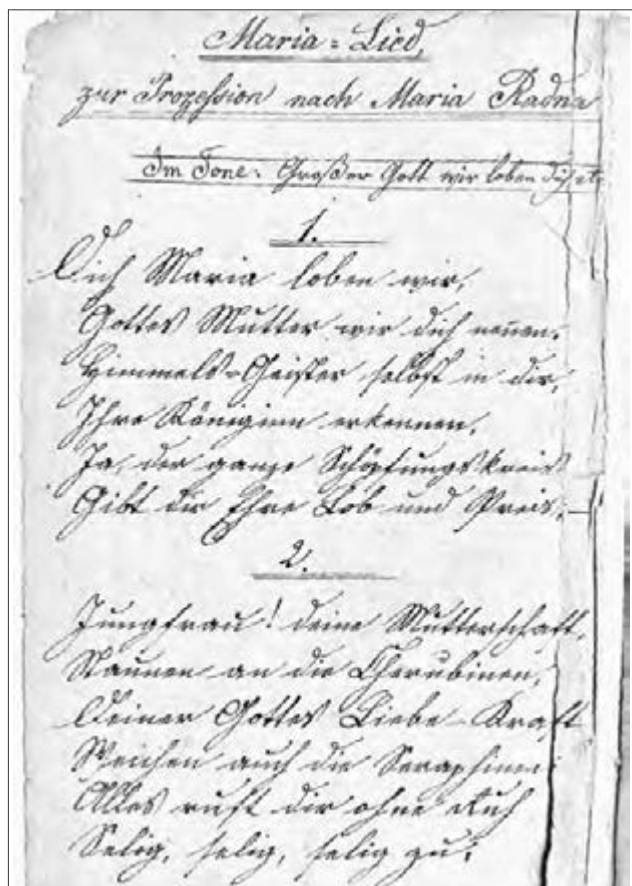
Endlich ist sie da, die erste gedruckte Sammlung donauschwäbischen katholischen Liedgutes. Dr. Franz Metz als Herausgeber hat einen immensen Aufwand betrieben, um aus möglichst allen Bereichen und Gebieten traditionelle Lieder zu sammeln, zusammenzutragen und zu ordnen. Dieses Gesangbuch rettet donauschwäbisches Kulturgut vor dem Vergessen und trägt somit erheblich zur kulturellen Archivierung dieser deutschen Minderheit Südosteuropas bei. Nicht nur die sich größtenteils wieder in Deutschland befindlichen Donauschwaben haben somit die Möglichkeit, ihre Kirchweihfeste musikalisch zu bereichern und zu erweitern, auch die kommenden Generationen tragen nun die Aufgabe, dieses Kulturgut ihrer Vorfahren zu bewahren und weiter zu pflegen.

Das Volk der Donauschwaben: vor allem Deutsche, die ab dem 18. Jahrhundert aus ihrem Heimatland aufbrechen sollten, um ein ihnen völlig unbekanntes Gebiet entlang der Donau neu zu besiedeln. Dies war mit harter Arbeit verbunden, mit einem Neuanfang, mit Hindernissen und Erschwernissen. In diesen sicherlich oft mühsamen Zeiten verblieb dem Volk immer eines, auf das es stets zurückgreifen konnte: der

Glaube. Und mit dem Glauben war auch der gesungene Glaube verbunden, das Kirchenlied. Dieser Gesang hatte im donauschwäbischen Raum einen durchaus hohen Stellenwert. Auch werktags wurden Messen gefeiert und hierbei viel Liedgut gepflegt, und zwar mittels einer vortragenden Sängergruppe. Das gesungene Kirchenlied bedeutete für sie ein spirituelles Ereignis, eine Besinnung und ebenso eine Gefühls- und Glaubensbekundung.

Diese Lieder stellten für die Donauschwaben schon immer eine Zuflucht dar, sowohl in schweren als auch in guten Zeiten. In den schweren Zeiten, wie bei der Verschleppung in die Sowjetunion (nach dem 2. Weltkrieg) oder in die Bărăgan-Steppe (ab 1951) wurden neue Lieder erfunden und alte gesungen. Lieder, an denen man sich aufrichten und ermutigen konnte und die Heimat wieder fand. Insgesamt liegt ein reiches kirchliches Musikerbe vor, das meist lediglich in handschriftlichen Kantorenbüchern oder gar mündlich überliefert wurde. Dr. Franz Metz hat sich schon seit langer Zeit dieser musikalischen Aufgabe gewidmet, der Erhaltung dieses Schatzes. Es war eine Menge Feldforschung zu realisieren, Dokumente zu retten, Archive und handschriftliche Liederbücher zu durchstöbern, Kontakte mit Personen herzustellen und im Anschluss daran all dies zu ordnen, auszuwerten und mit wissenschaftlichem Eifer in die Form eines Gesangbuches zu bringen. Dem dokumentarischen Ehrgeiz dieses Musikwissenschaftlers und hervorragenden Kenners dieser musikalischen Welt ist es zu verdanken, dass nun eine Auswahl der donauschwäbischen Kirchenlieder vorliegt, die das übliche Gotteslob ergänzen. Weitere Informationen zu dieser Thematik findet man übrigens in seinem 2008 veröffentlichten Buch „Das Kirchenlied der Donauschwaben. Eine Dokumentation des Kirchenliedes der deutschen Katholiken Südosteuropas“, das eine umfassende Dokumentation von Quellen zum Kirchenlied der Donauschwaben bietet.

Da die Marienverehrung ein bedeutender und kulturell prägender Fakt darstellte, liegt im Gesangbuch freilich ein Akzent auf den Marienliedern. Etwa 130 werden abgedruckt, was mehr als ein Viertel des Gesamtanteils ausmacht und somit den enormen Stellenwert Marias verdeutlicht. Insgesamt 427 Lieder sind abgedruckt, eine wertvolle und sorgfältig ausgewählte Anzahl an donauschwäbischem Kulturgut, das nun einen treuen Aufbewahrungsort gefunden hat. Erwerb-



bar ist das Gesangbuch zu einem sehr erschwinglichen Preis (10 €) und soll sich nicht nur an das donauschwäbische Volk wenden. Auch andere Völker, Nationen, Institutionen und Privatpersonen sind angesprochen, ob zum Gebrauch oder um den Horizont zu erweitern bleibt jedem selbst überlassen. Zweifellos ist es eine internationale Angelegenheit – auf europäischer Ebene wurde geforscht, in Ungarn, Rumänien, Serbien, Kroatien, Bosnien: in all diesen Ländern besteht gemeinsames Liedgut, eine überlappende Kultur und viel Verwandtes. In Gottesdiensten, auf Maiandachten, Wallfahrten, Kirchweihfesten oder bei landsmannschaftlichen Treffen, aber auch in

privatem Kreise ist dieses Buch sicherlich eine Bereicherung.

Daten: herausgegeben von Dr. Franz Metz im Auftrag des Gerhardsforums Banater Schwaben, Edition Musik Südost, München 2011, ISBN: 978-3-939041-14-6, 573 Seiten / 427 Lieder.

Bestelladresse:

Gerhardsforum Banater Schwaben e.V.,
Piusstr. 11, 81671 München;
Fax: 089-45011762
E-Mail: Gerhardsforum@aol.com
Preis: 10,- € zzgl. Versand

Gedanken zur Thematik Orgel und Gesang **Predigt zum Pfingsttreffen der HOG Orzydorf**

von GR Egmont Franz Topits

Ich lade Sie ein, besuchen wir in Gedanken unsere Orzydorfer Kirche. Wer sie von vorne nach rückwärts mit dem Blick zur Orgelempore betrachtet, der entdeckt in den letzten Zwickelbildern bei dem großen Ölgemälde rechts die Lyra oder Harfe Davids und links das Notenheft. Hinter der Orgel schließt sich der letzte Rundbogen mit der Losung aus Psalm 104,34 an: „*Dem Herrn will ich singen mein Leben lang.*“ Es war mein Primizspruch. Vor der Renovierung befand sich ein Psalm-Spruch in lateinischer Sprache: „*In conspectu angelorum psallam tibi*“ (Im Angesicht der Engel will ich dir singen und spielen). Gesang und Orgelspiel verbinden sich zu einem einzigen Gotteslob. Die Orgel ermöglicht und begleitet den Gesang. Der Gesang wiederum bereichert mit seinen menschlichen Stimmen das Instrument mit seinen Pfeifen.

Was hat aber Singen und Musizieren mit Pfingsten zu tun? Das kommt in mehreren Briefen des Apostels Paulus zum Ausdruck, wie z.B. im Brief an die Kolosser. Kolossä war eine Stadt im westlichen Teil Kleinasien, der heutigen Türkei. Der Apostel Paulus ist der Gemeinde persönlich nicht bekannt, denn hier missionierte Ephras, einer seiner Schüler. Wegen einer aufgetretenen Irrlehre, hatte der dort keinen leichten Stand. Im ersten Teil des Briefes erinnerte der Apostel die Gemeinde mit einem Christuslied (1,12-20) an das wahre Bekenntnis der Christen. Das Lied beginnt mit den Worten: „*Dankt dem Vater mit Freude!*“ In der heutigen Lesung bringt Paulus das Singen in Verbindung mit dem Heiligen Geist.

Ein Mensch, der durch den Frieden und das Wort Christi beglückt worden ist, zeichnet sich durch Dankbarkeit aus. Der Dank gegen Gott er-

folgt besonders durch den lauten Lobpreis. Es gibt auch ein Singen auf Eingebung des Heiligen Geistes. So berichtet das Lukasevangelium von Maria, dass sie nach ihrer Empfängnis über das Gebirge Judäa zu ihrer Tante Elisabeth eilte und das Magnificat anstimmte: „*Meine Seele preist die Größe des Herrn und mein Geist jubelt in Gott, meinen Retter.*“

Der geistliche Gesang der christlichen Gemeindeversammlung ist Ausdruck des Dankes gegen Gott, der ihr sein Heil schenkt. Schon frühzeitig haben die Christen mit dem Singen in ihren Gottesdiensten begonnen. Und das Christuslied des Kolosserbriefes wie das des Epheserbriefes, sind schon fest gewachsene Liedstrukturen. Es sind geistliche Lieder, weil der Heilige Geist selber in ihnen wirksam ist und die Anwesenden dabei erfüllt. Die heilige Liturgie ist letztlich ein Werk des Heiligen Geistes in der Kirche. Das kennzeichnet und unterscheidet den christlichen Gottesdienst von jeder anderen Feier. Der Gemeindegesang ist nicht nur schmückendes Beiwerk, sondern baut selber die Gemeinde auf. Das Zusammenklingen der vielen Stimmen der Einzelnen bringt auch die Einheit in der Vielfalt zum Ausdruck. Für die Singenden selbst erweist sich der Volksgesang als Quelle der Kraft zur Bewältigung des Alltags. Unser Kirchengesang soll weniger eine kunstvolle Vorführung sein, wie man sie in den Konzertsälen hören kann, sondern jede und jeder soll mit seiner Stimme versuchen ins Lied miteinzustimmen, auch wer kein so gutes Gehör und keine so gute Stimme hat. Singen heißt Beten und zwar doppeltes Beten. „*Qui cantat, bis cantat!*“

Diese Grundeinstellung versuchte unser verstorbener Bischof Augustin Pacha überall auf sei-

nen Visitationen und Firmreisen zu vertreten. Frucht seines Bemühens war das Diözesangesangsbuch, das nun im Lebenswerk unseres Gastorgelspielers, Herrn Professor Dr. Franz Metz eine würdige Nachfolge gefunden hat. Warum der Volksgesang in unseren donauschwäbischen Gemeinden im Verhältnis zum Mutterland so stark zurückgegangen ist und sich so wenig entfalten konnte, geht auf zwei Ursachen zurück:

Einmal war es die Kirchen-Mentalität, die auf Kaiser Joseph II. zurück geht, wonach Pfarrer und Kantorlehrer Staatsbeamte waren, die dafür bezahlt wurden, dass sie für die Gemeinde zu beten und zu singen hatten. Letztere hat kaum etwas diesbezüglich zu vermelden gehabt. Das hatte natürlich fatale Folgen für den Kirchenbesuch. Denn wenn man irgendwo nur als Statist drinnen sitzt, dann geht man auch nicht mehr hin. Ich selbst habe noch in Orzydorf alte Leute gekannt und gesprochen, die sich erinnerten, wie sie nach dem Gottesdienst traurig heimgingen und sich gegenseitig sagten: „Heute durften wir wieder nicht mitsingen!“

Der andere Grund bestand in der Magyarisierung, die vor dem Ersten Weltkrieg, als unsere Banater Heimat noch zur ungarischen Reichshälfte von Österreich-Ungarn gehörte, ihren Höhepunkt erreicht hat. In vielen Gemeinden hat man von heute auf morgen den deutschen Kirchengesang abgeschafft und ungarische Lieder eingeführt. Das hatte fatale Folgen für die Beteiligung der Männer, die infolgedessen wegblichen.

Die singende Gemeinde gleicht nach Offenbarung 19,6f der jubelnden Braut des Lammes, die das Rauschen gewaltiger Wassermassen vernimmt, das sich mit dem Donner des Hallelujas verbindet. „Denn König geworden ist der Herr, unser Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung. Wir wollen uns freuen und jubeln und ihm die Ehre erweisen.“ Vernehmen wir dabei nicht auch schon die Ströme von lebendigem Wasser, die aus dem Inneren des geisterfüllten Menschen hervorfleßen, den der Ruf Jesu verheißt? Es ist der prophetische Geist, der sich auf die Töchter und Söhne des Volkes ausgießt. „Wer den Namen des Herrn anruft, wird gerettet.“ (Joel 3,5)

Banater Weihnachtslied

Der Komponist und Texter dieses Liedes ist unbekannt. Es wurde in den Banater schwäbischen Gemeinde gerne zum Beginn der Christmette gesungen.

Hei-lig - ste Nacht! Hei-lig - ste Nacht!
 Fin-ster-nis wei-chet, es strah-let hie - nie-den
 lieb-lich und prä-ch-tig vom Him-mel ein Licht,
 En-gel er - schei-nen, ver - kün-den den Frie-den,
 Frie-den den Men-schen, wer freu-et sich nicht?
 Kom-met, ihr Chri-sten, o - kom-met ge - schwind!
 Seht da die Hir - ten, wie ei - lig sie sind!
 Eilt mitnach Da-vids Stadt: den Gott ver-hei-sen hat,
 liegt dort als Kind, liegt dort als Kind,

Quelle: aus dem Katholischen Gesangbuch
der Donauschwaben, München 2011



Weihnatskrippe der Ebendorfer Kirche (Bild-
hauer Josef Obletter, Gröden, Südtirol, um 1890)

Ein vergessenes Pestkreuz in Neuarad

Anton von Hammers Chronik der Pest im Banat

Die nachhaltige Wirkung des seltenen Buches von Anton von Hammer *Die Geschichte der Pest*, die von 1738 bis 1740 im Temeswarer Banat herrschte, erschienen 1839, ist ungewöhnlich, in diesem Raum wohl einzig. Kein Detail über den Ausbruch, die Verbreitung und Bekämpfung der verheerenden Seuche schien dem Autor zu gering, um Aufnahme in seinen Bericht zu finden. Wertvoll macht Hammers Chronik überdies, dass wichtige Archivquellen, die er ausgewertet hat, heute nicht mehr erreichbar sind. Auf Hammers Chronik gründen die Kernaussagen über die Seuche in zahlreichen Beiträgen zur Geschichte, Kulturgeschichte und Medizingeschichte des Banats sowie in Ortsmonografien. Es gibt nicht viele markante Momente und Anlässe, materielle Zeugnisse, literarische oder künstlerische Darstellungen, die kollektives Erinnern an die Pestseuche der Jahre 1738-40 im Bewusstsein der Menschen dieser Landschaft auf Dauer bewahrt haben. Das nachhaltigste öffentliche Memento war bis tief ins 20. Jahrhundert hinein die alljährliche Prozession zur Rosalienkapelle in der Elisabethstadt. In einzelnen Orten erinnern ein Votivkreuz, Bilder oder Statuen der Pestheiligen Rochus, Karl Borromäus, Sebastian und Rosalia an die Epidemie. Das künstlerisch anspruchsvollste Denkmal dieser Art ist die 1740 gestiftete Dreifaltigkeitsstatue – bekannt auch als Pestsäule vor der katholischen Kathedrale auf dem Domplatz zu Temeswar.

In monografischen Veröffentlichungen werden in der Regel allgemeine Informationen über das Ausmaß der Seuche oder Mitteilungen über die Zahl der Opfer im jeweiligen Ort aus Hammers Chronik gemacht. Wesentliche neue Informationen bringt Anton Peter Petri im Heimatbuch der Marktgemeinde Neuarad im Banat (1985). Unter anderem werden ausführliche Angaben über den einstigen Pestfriedhof und über ein Pestkreuz gemacht. Aus der ethnografisch-topografischen Beschreibung (1859) zitiert er: „... als Monument dürfte eine errichtete steinerne Statue [eigentlich handelt es sich um ein Kreuz – Anm. Petri] gelten, welche im Orte selbst, wo früher der Pestfriedhof bestand, zur Erinnerung der Pest im Jahre 1738 aufgestellt und im Jahre 1858 renoviert wurde. (...) Wo lag dieser Pestfriedhof? Möglicherweise dort, wo heute noch die Pestsäule [gemeint ist das erwähnte Kreuz] emporragt, nämlich im Garten des Mechanikers Franz Drommer in der Langen-Gasse. Anscheinend stand hier von 1738 bis 1858 ein Holzkreuz mit dem Bildnis des Hl. Erlösers. Die Visitatio

canonica sagt darüber aus: crux lignea lamina Salvatoris effigiae ornata in Coemeterio Pestis per Communitatem 1738 erecta ... restaurata (Holzkreuz mit der Blechstatue des Erlösers geschmückt, 1738 von der Gemeinde im Pestfriedhof errichtet ... renoviert). Seit 1858 spätestens ist hier ein Steinkreuz, auf dem noch die gut lesbare Inschrift angebracht ist: Zur Erinnerung an die Pest Seuche vom Jahre 1738 u. zur Danksagung, daß Gott die Bewohner Neu Arads von derselben befreite, neu errichtet im Jahre 1858.“ (Petri, S. 304.)

Heute ist diese Inschrift nicht mehr lesbar, und nur wenige wissen, dass es dieses verwitterte Steinkreuz noch gibt. Es steht im Garten des Hauses in der ehemaligen Langen Gasse, heute Adam-Müller-Guttenbrunn-Straße 69, mitten in einem Tomatenbeet. Frau Maria Ludwig hält es sorgfältig instand, wie es vor ihr schon mehrere Generationen ihrer Familie Drommer und Hess gepflegt haben. Im Jahr 2000 hat die Familie das Votivkreuz auf ein neues Betonfundament gesetzt. So weit sich die Frau zurückerinnern kann, war es nicht mehr in die lokale Tradition des



Das Pestkreuz in einem Hausgarten in Neuarad

Pestgedenkens einbezogen, die bis 1998 von Pfarrer Anton Schuler (1906-98) aufrecht erhalten wurde: Auch im hohen Alter las er jedes Jahr am 19. September eine »verewigte Messe«, zu der sich die Kirchengemeinde ihrem Gelöbnis und die Pfarrei einer Schenkung zufolge verpflichtet hatte. Im Neuarader Friedhof aber erinnert ein weiteres Pestkreuz an die Zeit des Schwarzen Todes im Ort. Die Kreuze zählen zu den letzten Zeugnissen dieser Art im Banat. Auf sie hinzuwei-

sen und sie unserer Gedenkkultur zuzuführen, dazu sollte 2013 der 275. Jahrestag des Ausbruchs der verheerenden Seuche im Banat Anlass sein. Die Verlegung des Pestkreuzes aus der Anonymität seines heutigen Standortes in einem Hausgarten an eine öffentliche Stelle wäre ein sichtbares Zeichen unseres kollektiven Erinnerns an ein tragisches Kapitel der Banater Geschichte.

*(Auszüge aus dem Nachwort
des Herausgebers Walther Konschitzky)*

Der singende Arzt

Historische Aufnahmen mit Liedern mit Dr. Peter Schütz erschienen

von Dr. Franz Metz

Kürzlich ist eine CD mit alten Aufnahmen von und mit Dr. Peter Schütz (1899-1977), ehemals Arzt in Uiwar, produziert worden. Er war nicht nur Arzt sondern auch Sänger und Komponist von zahlreichen Liedern, die fast verloren gegangen wären (siehe Banater Post vom 5.11.2007). Viele seiner Lieder entstanden in der Zeit seiner Gefangenschaft nach dem zweiten Weltkrieg. Selbst hier im Kriegslager hat er mit seiner Stimme den vielen Leidensgenossen so manche angenehme Stunde geschenkt, man sang gemeinsam und träumte von der Heimat, die man vielleicht nie mehr wiedersehen wird. Doch das war nicht genug. Er begann selbst Lieder zu komponieren, manche Texte verfasste er selbst, andere bekam er von anderen Lagerinsassen zur Vertonung. So sind etliche „Lagerlieder“ entstanden, u.a. auch ein Interniertenlied, das am 8. Juli 1946 in Russland entstanden ist, sein Text stammt von Helmuth Schmidt und wurde von Frau Käthe Kadi, einer Gefangenen, aus dem Lager geschmuggelt.

Viele solcher Lieder entstanden im Lager von Stalino (Ukraine), unzählige Papierfetzen wurden beschrieben, jedes leere Blättchen wurde dazu verwendet. Am Tag seiner Befreiung musste Peter Schütz aber sämtliche Schriftstücke übergeben, nichts durfte mitgenommen werden. Selbst die eigenen Kompositionen wurden ihm weggenommen. In Uiwar angekommen, begann Peter Schütz nun aus dem Gedächtnis all seine Lieder, die er in russischer Gefangenschaft komponiert hat, aufzuschreiben. Und nicht nur die Noten, sondern samt Text und allen Strophen. Für dies verweilte er viele Tage in völliger Abgeschlossenheit an seinem Klavier, bis nicht all diese Lieder für die Nachwelt festgehalten wurden.

Dr. Peter Schütz hat einige Jahre später viele dieser Lieder auf Tonband aufgenommen, von denen nun ein Teil auf eine CD gebrannt wurde. Es sind dies „Lieder über Liebe, Sehnsucht, Hei-



**Dr. Peter Schütz singt bei einer Vorstellung in
Sinferopol 1943**

mat und Natur“, so der Titel der CD. Der Anfang bildet das Lied Sonntags, wenn durchs Dorf ich geh, danach folgen einige Heimatlieder wie Der teure Heimatort, Heimkehrerlied, Sehnsucht und als letztes ein Vater unser aus einer Messe. Sämtliche Lieder sind a-capella gesungen, also ohne instrumentale Begleitung. Diese CD stellt eine interessante Dokumentation dar, als Zeugnis einer schweren Zeit, die viele unserer Landsleute noch erlebt haben, aber bereits der Vergangenheit angehört. Diese Lieder helfen uns die Jahre nach dem zweiten Weltkrieg im Banat besser zu verstehen, als für viele wegen Deportation, Baraganverschleppung, Beschlagnahmung von privatem Eigentum, Verstaatlichung und Not eine Welt zusammengebrochen ist. Und diese Zeit hat Dr. Peter Schütz in seinen Liedern festgehalten.

Der Heilige Geist hat den Domplatz verlassen

von Peter Krier

Der Heilige Geist, Teil der Heiligen Dreifaltigkeit, schwebte 270 Jahre als Taube über den auf der Dreifaltigkeitssäule sitzenden Gott Vater und Gott Sohn. Golden glänzend überstrahlte die Taube den Domplatz von Temeswar/Timisoara. Sie ist weg, hat die Gottheiten verlassen, ist einfach davon geflogen. Ob vor Ärger über den aus großen Lautsprechern dröhnenden Lärm, der bis spät in die Nacht währt und den Domplatz in einen Rummelplatz verwandelt, ob sie sich einfach mal die Freiheit nahm, die andere hunderte Tauben auf dem Domplatz genießen, einfach herum fliegen und turteln? Wir wissen es nicht. Die Taube ist weg und mit ihr auch der Strahlenkranz, einfach weg.

Von Herumstreunen satt, ist die Taube dann doch wieder aufgetaucht. Im Kunstmuseum ist sie erschienen, wollte wieder auf ihren Ehrensitz über dem Domplatz. Dort war man nicht zuständig, da es eine geistliche Taube ist. Wollte sie zur Geistlichkeit, zur katholischen Diözese. Für die ist die Taube einfach Teil eines Denkmals, eines geschützten Denkmals, das der Stadt Temeswar gehört. Dort ist man aber nicht an solchen Denkmälern interessiert. Wäre man dies, säße die Taube noch immer an dem ihr gehörenden Ehrenplatz, denn es war dort schon seit fünf Jahren bekannt, dass die Taube auf lockeren Füßen stand und davon fliegen könnte.

Damals flog ein Werbeluftballon der Alfabank über die Köpfe Tausender Zuschauer auf dem Domplatz. Fatalerweise war die Taube mit Stahlstiften fest in der Säule verankert, wegflie-

gen oder abtauchen ging nicht. Der Ballonkorb verfring sich im Strahlenkranz der Taube, bog den Metallaufbau um und zog die Säule aus der Senkrechten. Kein Problem, der Schadensverursacher, die Alfabank machte sich ja nicht davon. Sie verpflichtete zwei Bergsteiger, die Seile am Strahlenkranz und am oberen Säulenende befestigten, mit Menschenmasse wurde auf Hauruck die Steinsäule fast wieder in die Senkrechte gebracht, Strahlenkranz und Taube blieben verdreht und schräg auf dem Sockel. Bis der Taube die Position missfiel und sie davon flog.

Natürlich gab es welche, die forderten, der Schaden sei fachgerecht zu beheben. Von Sachkundigen kamen Gutachten: nicht nur der Metallaufbau war verbogen, auch in der Säule waren Risse entstanden. Briefe gingen an die Stadt, an die Präfektur und an die Bank. Eine hochrangige deutsche Politikerin wurde eingeschaltet. Vergebens: kein Verantwortlicher wollte einen Finger krumm machen, damit die Taube wieder gerade steht.

Die Taube ist davon, die Säule zerfällt. Mitleidig sind sie, die Neutemeswarer. Seit fast 300 Jahren steckten dem Hl. Sebastian auf dem Sockel der Säule Pfeile im Bein. Diese haben jetzt barmherzige und mitfühlende Temeswarer herausgezogen. Den Hl. Rochus hat man von der Bürde seines vergoldeten Schäferstabes befreit. Allein bei Karl Borromäus ist es nicht gelungen, ihn von der Last seines Kreuzes zu befreien. Krampfhaft hält er weiter das verbogene Kreuz in seiner Linken. In der Barockzeit geschaffene

Dreifaltigkeitssäulen gibt es in ganz Mitteleuropa. Große, von bekannten Künstlern geschaffene Dreifaltigkeitssäulen zieren Wien, Salzburg, Innsbruck, Prag, Pressburg, Krakau, Budapest und Agram. Hunderte befinden sich in Österreich, Böhmen, Mähren, Schlesien, Ungarn, Kroatien und auch im Banat in kleineren Städten und Dörfern. Es sind Zeugen der Glaubenseinheit und Kulturgemeinschaft Mitteleuropas, zu der scheinbar die dafür Verantwortlichen in Temeswar nicht mehr gehören.



Früher hatte die Pestsäule eine Taube und einen Strahlenkranz.

Renovabis engagiert sich weiter in Rumänien

Solidaritätsaktion auf Lage in Goldbach/Rosia Montană aufmerksam

Umweltprobleme sind auch kirchliche Themen. Davon gingen die Vertreter der deutschen Solidaritätsaktion *Renovabis* aus, als sie das Thema der diesjährigen Aktion festlegten. „*Gottes Schöpfung: uns anvertraut! Ost und West in gemeinsamer Verantwortung*“ heißt das neue Motto der deutschen Solidaritätsaktion *Renovabis*, das bereits seit Pfingsten für ein ganzes Jahr steht. Das Thema sei gut ausgewählt worden, sagt der *Renovabis*-Geschäftsführer Gerhard Albert, gerade im Hinblick auf die gravierenden ökologischen Herausforderungen in vielen Ländern Mittel- und Osteuropas.

„*Wo es um Themen wie Ressourcenschonung, Energieeffizienz oder Umweltverschmutzung geht, sind immer auch soziale und Gerechtigkeitsfragen angesprochen, die die Kirchen unmittelbar angehen*“, fügte Albert hinzu. Die Umweltschonung in Rumänien ist seit Kurzem auch für *Renovabis* ein Thema geworden. Beim letzten *Renovabis*-Kongress 2010 wurde die Institution unter anderem auch auf die Situation in Goldbach/Rosia Montană aufmerksam. „*Renovabis wird keinen unmittelbaren Einfluss darauf haben, aber wir unterstützen unsere Partner vor Ort, dieses Thema in der Öffentlichkeit bekannt zu machen*“, erläuterte Gerhard Albert.

Um das Karpatendorf Rosia Montană herum soll eines der größten Gold-Bergwerke Europas entstehen. Es wird mit enormen Profiten gerechnet, jedoch desaströse Schäden für Mensch und Umwelt werden befürchtet. Das betroffene Gelände erstreckt sich über eine Fläche von 42 Quadratkilometern und umfasst 16 Dörfer – diese sollen umgesiedelt, sieben Kirchen abgerissen werden. Andere Bereiche, die in Rumänien weiterhin von *Renovabis* unterstützt werden, sind Familienarbeit, Kinder und alte Menschen. Die Solidaritätsaktion der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa mit ihrem Sitz in Freising bei München engagiert sich schon seit Jahren in Rumänien.

Dabei orientierte sich *Renovabis* bei der Förderung sozialer und pastoraler Projekte an der Komplexität der Situation vor Ort mit seinen zahlreichen Ethnien und Konfessionen sowie der weiterhin großen Armut. Kirchen- und Klosterbauten, Pfarrhäuser, Schulen und Kindergärten wurden im Laufe der Jahre finanziell gefördert. Viele der Projekte in Rumänien wurden in Zusammenarbeit mit dem Caritas-Verband der römisch-katholischen Diözese in Temeswar/Timișoara durchgeführt. „*Altersarmut kennzeichnet das Leben vieler Menschen in Rumänien. Sind sie krank oder aufgrund ihres Alters nicht mehr in der Lage, für sich selbst zu sorgen – Hilfe von außen ist dann überlebenswichtig. Die Temeswarer Caritas kümmert sich um alte und pflegebedürftige Menschen*“, sagte Gerhard Albert. Zusammen mit Franziskanerinnen betreiben der Caritas-Verband und *Renovabis* einen häuslichen Pflegedienst. Mit Unterstützung von *Renovabis* entstand ein Altenpflegeheim. In der Temescher Ortschaft Bakowa entstand durch diese Zusammenarbeit auch die *Pater-Paulus-Jugendfarm*. In diesem Jahr wurde auch die *Pater-Berno-Stiftung* ins Leben gerufen. Durch die Finanzierung aus *Renovabis*-Mitteln wird es in diesem Jahr möglich, direkt neben der Kindertagesstätte in Bakowa ein Pflegeheim für chronisch Kranke einzurichten. Das Pflegeheim richtet sich unter anderem an die, die keine Mittel für eine öffentliche Einrichtung aufbringen können.

ADZ, 6.08.2011



Verlassene Häuser im Karpatendorf Roșia Montană/Rumänien - Dort soll zukünftig unter Verwendung giftigen Zyanids Gold gefördert werden - trotz der zu befürchtenden Schäden für Mensch und Umwelt.

Faszination Innerstädtische Pfarrkirche in Temeswar

von Ernst Meinhardt

Jeder Mensch hat Orte, an die er sich besonders gern erinnert, weil sie ihm viel bedeuten. Für mich ist die 1889 geweihte innerstädtische römisch-katholische Pfarrkirche in Temeswar ein solcher Ort. Obwohl ich in Fratelia geboren wurde und aufgewachsen bin, obwohl ich in der katholischen Kirche von Fratelia getauft wurde, obwohl ich in Fratelia zur Erstkommunion gegangen bin und auf die Firmung vorbereitet wurde, obwohl ich in Fratelia viele Jahre Ministrant war und sehr gern zu Schwester Gerharda in den Religionsunterricht gegangen bin, übt die innerstädtische Kirche auf mich eine Faszination aus, der ich mich auch heute, mehr als vierzig Jahre nach unserer Ausreise nicht entziehen kann.

Diese Kirche hat mir wie keine andere geholfen, am Glauben unserer Eltern und Großeltern festzuhalten und nicht zuzulassen, dass uns die kommunistisch-atheistischen Machthaber unserer katholischen Kirche entfremden. Dass sie das vorhatten, daran zweifle ich nicht. Sie wussten auch, wo man den Hebel ansetzen musste: bei jungen Leuten, also in der Schule. Ich erinnere mich noch gut, wie wir immer wieder sonntags vormittags zu Pflichtveranstaltungen gehen mussten. Mal war es ein Konzert, mal eine Theatervorstellung, mal eine Orchester- oder Tanzprobe, dann Formationsturnen im Stadion »zu Ehren« irgendeines sinnentleerten sozialistischen Ereignisses, dann wiederum »patriotische Arbeit« bei der Maisernte. Der Erfindungs- und Einfallsreichtum unserer Schulbehörden war grenzenlos. All diese Pflichtveranstaltungen hatten natürlich nur einen Sinn. Sie sollten uns Schüler daran hindern, am Sonntagvormittag in die Heilige Messe zu gehen.

Bei mir liefen diese Versuche ins Leere. Immer wenn wir sonntags vormittags zu schulischen Pflichtveranstaltungen gehen mussten, ist meine Mutter mit mir abends in die innerstädtische Kirche zur Messe gefahren. Sicher gab es

damals auch in Fratelia und anderswo in Temeswar sonntags abends Messen. Aber meine Mutter legte Wert auf eine Messe in deutscher Sprache. Bei Ferdinand Hauptmann, dem damaligen Pfarrer und späteren Ordinarius, hatte sie die Gewissheit, dass die Messe in deutscher Sprache gehalten wird. Dass es sie in die innerstädtische Kirche zog, lag sicher auch daran, dass sie dort getraut wurde.

Die Kirche, die der Heiligen Katharina gewidmet ist, ist ein historisches Baudenkmal. Sie befindet sich an der Stelle, wo einst eine der beiden Temeswarer Franziskaner-Kirchen stand. Die Straße heißt heute Bolyai Janos. Sie hatte aber schon viele andere Namen: ursprünglich Maria-Theresia-Gasse, dann Stroescu-, schließlich Pietrosu-Straße.

Als ich dieses Jahr (2011) kurz vor Allerheiligen in Temeswar war, zog mich die innerstädtische Kirche wieder wie ein Magnet an. Von der Umgebung her fühlte ich mich ein wenig an Berlin erinnert. Wie viele katholische Kirchen in der Bundeshauptstadt, so ist auch die innerstädtische Kirche in Temeswar in die Häuserfront eingebaut. In Temeswar liegt das aber sicher nur an den beengten baulichen Verhältnissen in der heutigen Bolyai-Janos-Straße. In Berlin dagegen geht es auf eine Regel der letzten deutschen Kaiserin Auguste Viktoria zurück, der zufolge katholische Kirchen nicht frei stehen durften, um gegenüber der evangelischen „Staatskirche“ entsprechend zurückgesetzt zu sein.



Blick von der Orgelempore in das Kirchenschiff der alten Katharinenkirche der Temeswarer Innenstadt



Natürlich habe ich mich mit Pfarrer Josef Hajdu zu einem Gespräch zusammengesetzt. Wie er mir erzählte, müssten sowohl das Gewölbe der Kirche als auch der Turm konsolidiert werden. Für ihn hat die Sanierung des Gewölbes Vorrang.

Auf einem größeren Abschnitt über einem Nebenalтарь habe es sich um etwa 20 Zentimeter gesenkt. Im August dieses Jahres habe sich während einer Messe ein großer Stein aus dem Gewölbe gelöst und sei nur knapp neben einer Gläubigen zu Boden gegangen. Die ganze Pfarrgemeinde hofft, dass diese Gefahrenquelle bald beseitigt wird, indem ein Bretterdach eingezogen wird.

In seiner Kirche hält Pfarrer Hajdu jetzt sonntags drei Messen: um 9.45 Uhr in ungarischer Sprache, um 11.00 Uhr in deutscher Sprache mit Predigt in Deutsch und anschließender Ansprache in Rumänisch, sowie um 12.30 Uhr in slowakischer Sprache. Die Abendmesse, in die ich als Kind und Jugendlicher so gern gegangen bin, gibt es nicht mehr.

Die Schwarze Madonna der Innenstädtischen Pfarrkirche

20 Jahre Deutsches Altenheim in Bakowa

Am letzten Sonntag im August 2011, dem Tag der 225-Jahrfeier der Dorfgründung fand in Bakowa auch das Jubiläum anlässlich des 20-jährigen Bestehens des Deutschen Altenheims im Ort statt. 1991 wurde es vom Hilfswerk der Banater Schwaben mit Mitteln der deutschen Bundesregierung als erste Sozialeinrichtung für die deutsche Bevölkerung im Banat eingerichtet. Bischof Sebastian Kräuter hat die Weihe des Hauses am Tag Mariä-Geburt vorgenommen, assistiert von einem der drei Priester, die nach über vier Jahrzehnten im Mai 1990 im Dom zu Temeswar von ihm geweiht wurden – László Böcskey, der heutige Diözesanbischof von Großwardein. Helmut Weinschrott, Vorsitzender der „Adam Müller-Guttenbrunn“-Stiftung Deutsche Altenheime und Sozialeinrichtungen im Banat, führte in seiner Jubiläumsansprache die Beispiel-funktion dieses Hauses für die Einrichtung der Heime in Sanktanna (1992) und in Temeswar (1994) an. Es war die Zeit, da eine solche Hilfe seitens Deutschland für die Landsleute im Banat möglich wurde, aber auch eine Zeit, da Helfen in einem so umfassenden Maß erst gelernt werden musste. Anni Weinschrott, die Leiterin des Deutschen Altenheimes Bakowa, umriss den Werdegang des Hauses, in dem seit zwanzig Jahren je-

weils achtzehn bejahrte Menschen ihren Lebensabend in Würde und in einem vertrauten Umfeld verbringen. Dafür sprach sie allen Helfern ihren Dank aus, in erster Linie dem Hilfswerk der Banater Schwaben und ihrem damaligen Vorsitzenden Helmut Schneider, aber auch der Arbeitsgemeinschaft „Berchtesgaden hilft Bakowa“, persönlich den anwesenden Arnold und Herta Eder – der Vorsitzende und die Stellvertreterin des Vereins, der das Heim seit seiner Gründung in beispielhafter Weise unterstützt. Neben Hilfeleistungen für die Heimbewohner und bedürftige



Im Vordergrund die ersten Heimbewohner bei der feierlichen Einsegnung ihres Heimes. In der hinteren Reihe: Dipl. Ing. Helmut Schneider (2. v. r.) und Domkapitular A. Reinholz (3. v. r.).

Menschen im Ort, sichert die Arbeitsgemeinschaft auch die Verköstigung von dreißig Kindern minderbemittelter Familien. Auch dies ein herausragendes Beispiel in der Hilfeleistung im Banat und ein besonderes Kapitel in der Geschichte des Dorfes.

Bischof Sebastian Kräuter mit seinem damaligen Sekretär, Laszlo Böcskei, heute Bischof von Großwardein, bei der Weihe des Heimes.
Fotos: Walther Konschitzky



225 Jahre Bakowa

Umfassende Kirchenrenovierung, Instandsetzung der Friedhofskapelle und eine Gedenktafel im Jubiläumsjahr der Ortsgründung

von Horst Wichland

Ein Rückblick auf sichtbare Leistungen im 225. Jahr der Ortsgründung spricht vom hohen Engagement der Gemeinschaft der ehemaligen deutschen Bewohner des Weinbaurndorfes Bakowa für ihren Herkunftsort, insbesondere für ihre Heimatkirche, den Friedhof und ihre Denkmäler für die Opfer der beiden Weltkriege und der Russland-Deportation 1945-49. Obwohl nur mehr wenige Nachkommen der Siedler, die am Ausgang des 18. und im 19. Jahrhundert aus südwestdeutschen Gebieten, aus dem Elsaß, aus Lothringen, aus Bayern, Böhmen und Mähren in diese späte Dorfgründung der Josephinischen Kolonisation gekommen sind, stehen sie zu diesem Ort. In einer beispielhaften Spendenaktion der Heimatortsgemeinschaft Bakowa in Deutschland wurden über 30 000 Euro als Beitrag für die umfassende Renovierung der Kirche, die in der Regie des Bischöflichen Ordinariats durchgeführt wird, bereitgestellt, eine beträchtliche Eigenleistung hat auch die katholische Glaubensgemeinschaft in Bakowa erbracht – eine Gemeinschaftsleistung im 225. Jahr des Bestehens dieses Dorfes, die nicht nur Symbolwert hat.

Kurz vor Jahresende kann mit Genugtuung festgestellt werden, dass ein guter Teil der Arbeiten an der 56 Meter hohen Kirche bereits abgeschlossen ist: Das Dach ist vollständig überholt, an den Turmmauern, an der Stirnseite und im vorderen Abschnitt der Seitenwände wurde der alte Mörtel

abgeschlagen, das Mauerwerk neu verputzt und getüncht, ebenso wurde die offene Vorhalle der Kirche überholt und an den Außenwänden ist man auch mit dem Entfernen des Mörtels der restlichen Fläche Partien gut vorangekommen. Aber auch im Friedhof wurden wesentliche Vorhaben durchgeführt: Im Sommer wurde die Kapelle und die Tore vollständig überholt und die Inschriften und Namen an der Gedenktafel für die Opfer des Zweiten Weltkrieges und der Russlanddeportation erneuert. In der Kirche aber wurde eine Gedenktafel zum Dorfjubiläum angebracht.

Wie zu allen Zeiten im Leben der Gemeinde war die Kirche auch bei der Jubiläumsfeier am letzten Augustsonntag 2011 wieder die Mitte des Dorfes, in der Gemeinschaft sichtbar wird: 225 Ähren in einem Gebinde standen als Sinnbild für 225 Jahre erfüllter Dorfgeschichte auf dem Altar;



Festgottesdienst zum Dorfjubiläum in der Bakowaer Kirche.

»Dank und Ehre« steht in Stein gemeißelt auf der Gedenktafel, die in Erinnerung an die Dorfgründung in der Kirche angebracht und nach dem Hochamt von Pfarrer Eugen Wotyła geweiht wurde. Es ist ein Zeichen der Dankabstattung an die Verfahren, die hier eine neue Heimat und ein blühendes weithin geschätztes Gemeinwesen geschaffen haben – „ein Beispiel für alle hier lebenden Nationalitäten“, wie Bürgermeister Alger Ilaş in seiner Ansprache festhielt.

In bewegenden Worten fasste Ignaz Bernhard Fischer zusammen, was diese Aufbauarbeit in jener Zeit bedeutete: harte Arbeit, Entbehrung, Krankheit, Not und früher Tod. Aber auch: Zukunftsglaube, Gottvertrauen und wachsender Gemeinschaftssinn. Und er erinnerte an die tragischen Kapitel der jüngeren Geschichte: an die Opfer zweier Weltkriege und der Russlandverschleppung, von der auch er als Achtzehnjähriger nicht verschont blieb, an die Enteignung von Hab und Gut und an das schrittweise Auseinanderbrechen und die Auflösung einer in guten und schlechten Zeiten gewachsenen starken Gemeinschaft, für die die Kirche besonders in schwerer Zeit der Ort der größten Bestärkung war. In einer anrührenden Prozession der Teilnehmer an der Jubiläumsfeier trugen Jugendliche Kränze an das Denkmal der Gefallenen des Ersten Weltkrieges und an die große Gedenkanlage, die vor 25 Jahren im Spätsommer 1986 anlässlich der 200-



Ahnengedenkfeier im Friedhof. Fotos: Walther Konschitzky

Jahrfeier des Dorfes im Friedhof errichtet wurde.

Ihrer und aller verstorbener Bakowaer wurde auch beim Treffen der Heimatortsgemeinschaft wenige Wochen später in Sinsheim gedacht, und auch dort stand das in der Heimatkirche geweihte Ährengebinde am Altar der Kirche, in der die Teilnehmer an der Begegnung in einem Festgottesdienst an 225 Jahre Dorfgeschichte erinnerten. Heimatpriester Reinhold Lovasz, der das Hochamt zelebrierte, nannte die Zahl jener, die auf dem Friedhof in Bakowa ruhen: Weit über 20.000 sind es, die er in jahrelanger Arbeit für die Erstellung des Familien- und Ortssippenbuches erfasst hat, viele von ihnen sind in der Zeit der Besiedlung als junge Menschen gestorben, ganze Familien wurden in kurzer Zeit von Seuchen hinweggerafft. Und er appellierte an die feiernde Ortsgemeinschaft, das Andenken an diese auch weiterhin durch die Verbundenheit zum Herkunftsort und seinen Menschen, durch die

Pflege des Heimatfriedhofs, die Unterstützung der Kirchenrenovierung, die Instandhaltung der Denkmäler, aber auch durch die lebendige Fortführung von Traditionen und den Erhalt der Gemeinschaft in Deutschland zu bewahren. Als einen lebendigen Ausdruck der Bereitschaft, das Kulturerbe und Überlieferungen aus dem Herkunftsort in unser Lebensverständnis von heute einzubinden, nannte Dr. Walther Konschitzky, der Vorsitzende der Heimatortsgemeinschaft, die Jubiläumskirchweih, die beim



Pfarrer Reinholdt Lovasz zelebrierte das Hochamt in Sinsheim. Vor dem Altar die Symbole der Jubiläumskirchweih: 225 Ähren, der Vortanzstrauß und als Zeichen der Verbundenheit mit den Traditionen des Heimatbistums Temeswar eine Kopie des Gnadenbildes aus Maria-Radna.

21. Bakowaer Treffen in Deutschland abgehalten wurde. Elf Trachtenpaare waren um den Altar in der Sinsheimer katholischen Stadtpfarrkirche versammelt, vor dem als Symbole des Festes das große Ährengebilde und der Kirchweihstrauß und als Zeichen der Verbundenheit mit den reli-

giösen Traditionen der Heimatdiözese Temeswar eine Kopie des Gnadenbildes von Maria-Radna aufgebaut waren. Nach der Segnung des Kirchweihstraußes zogen die Kirchweihpaare von der Kirche zur Stadthalle, wo das Dorfjubiläum der Banater Heimatgemeinde seinen Fortgang nahm.

Über die Kirche in Maria-Fels/Maria-Tschiklowa

aus der Vita Catholica Banatus

Anlässlich der Feier des 225. Weihetags der Kirche in Maria Tschiklowa, im Jahr 2002, hat der damalige Pfarrer von Orawitz, Pf. Virgil Fecheta, folgenden Text verfasst:

„Die Verehrung der Jungfrau und Gottesmutter Maria kennt hier eine alte Tradition, da es in Maria Tschiklowa, noch aus der Türkenzeit, Einsiedler gab, welche sich in die umliegenden Höhlen zurückgezogen hatten, einschliesslich unter jener, unter dem Fels. Sie lebten von den Almosen der Einheimischen, für die sie beteten. Zu den Gebetsstunden kamen sowohl Einheimische, als auch Wallfahrer aus der gesamten Umgebung. Diese Tradition haben die ersten deutschen Kolonisten, die um 1700 hier angekommen sind, vorgefunden und weitergeführt, darunter auch die Familien Windberger und Lang. In der Höhle unter dem Fels haben eben diese beiden gläubigen Familien ein Bild der Allerheiligsten Gottesmutter, mit dem Jesukinde im Arm, gefunden. Die

Tradition besagt, dass die Einsiedler das Bild hierhergebracht haben sollen und aufbewahrt haben sollen, weswegen wir es noch heute hier betrachten können. Die Familien Windberger und Lang nahmen weiterhin das Bild in ihre Obhut und bauten eine Kultstätte, damit es darin verehrt werden kann. So wurde auf dem Felsen über der Höhle eine Kapelle erbaut und das Bild der Mutter Gottes darin verehrt. 1727 wurde die Kapelle vergrößert und renoviert und bekam den Namen »Maria Fels«, und am 2. Juli des gleichen Jahres, am Fest »Mariä Heimsuchung«, wurde sie vom Bischof Ladislau Nadasdy eingeweiht. Dieser erhält von Papst Benedikt XIII. eine Indulgenz für alle, die an diesem Tag die Kapelle besuchen, beichten und kommunizieren. 1737 bricht der erste Türkenkrieg aus. Die Einwohner fliehen und die Kapelle bleibt unter der Obhut eines Einsiedlers, der das Gnadenbild, bereits bekannt als wunderwirkend, sowie auch weitere Gengestände aus der Kapelle in der Höhle darunter versteckt. 1777 wurde die jetzige Kirche erbaut und somit wuchs das Ansehen dieses Wallfahrtsortes. Es ist bekannt, dass viele Wallfahrer die neue Kirche auf einem freien Platz errichten wollten, wo heute ein orthodoxes Steinkreuz steht, in der Nähe des römisch-katholischen Pfarrhauses. Obwohl das Baumaterial bereits vor Ort gebracht worden war, wurde der Plan nie ausgeführt, weil das Gnadenbild, sooft es auch aus der kleinen Kapelle auf dem Fels herausgeholt wurde und zum Ort des Neubaus heruntergetragen wurde, immer wieder an ihrem ersten Platz vorgefunden wurde. Das wurde als Wunder betrachtet und die Kirche wurde auf dem Felsen gebaut. Unter den Wundern, die durch das Gnadenbild geschehen sind, ist besonders jenes bekannt, welches Pfarrer Augustinus Wendeschu am 12. Mai 1854 niedergeschrieben hat. Ein Mädchen namens Elisabeth, Tochter von Karl Windberger, einer der Kirchenräte aus Maria Tschiklowa, stürzte vom Felsen auf dem sie unvorsichtig geklettert war. Die Mutter des Mädchens kniete nieder und betete innbrünstig zur Mutter Gottes. Die kleine Elisabeth blieb unverseht, zum Zeichen dafür, dass die Mutter Gottes das Gebet der verzweifelten Mutter



**Votivbild mit der Marienkirche von Tschiklowa,
19. Jahrhundert Foto: Dr. Franz Metz**

erhört hatte. Zum Dank haben die Eltern des Mädchens ein Ölgemälde gestiftet, in dem das

Wunder abgebildet ist, Gemälde, das man auch heutzutage in der Kirche sehen kann."

Banater Zeitung /3. August 2011

Ein Denkmal spät versuchter Versöhnung Travertinbogen soll orthodoxe Kathedrale mit römisch-katholischer Kirche verbinden

wk. Karansebesch - Die Stadtverwaltung von Karansebesch/Caransebes will mittels eines Denkmals einem seit Jahrzehnten andauernden, mehr oder weniger öffentlichen Disput unter den Religionsgemeinschaften der Stadt ein versöhnliches Ende setzen. Es ist ein schon vor längerer Zeit erklärtes Ziel des Bürgermeisters Ion Marcel Vela, mittels einer Versöhnungsgeste „die jahrtausendealte Verbindung und die Einheit der Orthodoxen und der Römisch-Katholischen Kirche sowie der Bürger der Stadt Karansebesch, unabhängig ihrer Konfession" zu versinnbildlichen.

Am Bogen aus weißem Travertin, der zwischen den beiden Kirchen im Karansebesch Stadtzentrum aufgestellt werden soll, hat der Bildhauer Eugen Petri – der, auch das alljährliche Marmor-Bildhauerpleinair von Karansebesch koordiniert – seit zwei Jahren gearbeitet. Ebenso an den Stützelementen des Bogens. Nun soll der »Versöhnungsbogen« „binnen der kommenden zwei Monate" (Bürgermeister Vela) aufgestellt werden. Unter dem Travertinbogen soll eine Glocke „von beeindruckenden Dimensionen" aufgehängt werden. Ion Marcel Vela: „Das Denkmal symbolisiert die Verbindung zwischen der Orthodoxen und der Römisch-Katholischen Kirche, die jahrtausendealte Verbindung und die christliche Einheit der Bürger von Karansebesch, unabhängig der Konfession, der sie angehören. Von Bedeutung ist allein, dass wir alle an einen Gott glauben und an dieser Stelle leben, in

Karansebesch, der geistigen Festung des Banater Berglands, wo wir Menschen des Glaubens, der Geschichte und Tradition sein wollen." Das Denkmal kostet die Stadt bloß 8000 Lei, die sie aus eigenem Einkommen aufgebracht hat.

Ob dieses Denkmal allerdings dem seit Ende der 80er-Jahre andauernden Konflikt zwischen den beiden Kirchen in Karansebesch ein Ende setzen wird, das sollte dahingestellt bleiben, obwohl beide Kirchen sich die Versöhnung unter den Gläubigen auf die Fahne geschrieben haben.

Ausgegangen ist der Konflikt von der Entscheidung des seinerzeitigen Bischofs von Karansebesch, Mitte der 80er Jahre eine neue orthodoxe Bischofskathedrale am östlichen Ende der Fußgängerzone von Karansebesch zu bauen. Dass die neue Kathedrale keine 20 Meter vor der zum Denkmal erklärten römisch-katholischen Kirche vom Anfang des 18. Jahrhunderts stehen sollte -

was durch die Baugesetzgebung Rumäniens strengstens verboten ist, ebenso wie die Tatsache, dass die neue Kathedrale die alte denkmalgeschützte Kirche um vieles überragen sollte - das störte den selbstherrlichen Bischof überhaupt nicht: er ließ eigenmächtig die Baugrube ausheben, ohne irgendwelche Baugenehmigung einzuholen. Als dabei die Grundmauern einer alten Kirche entdeckt und von einem übereifrigen Karansebesch Archäologen (Dr. Petru Bona, später Prof. Dr. der Westuniversität Temeswar) zum Wohlwollen der Nationalkommunisten prompt zum „äl-



Die neue orthodoxe Bischofskathedrale und die alte römisch-katholische Kirche liegen keine 20 m voneinander entfernt.



Die Ruinen der Klosterkirche der Franziskaner, ausgegeben als „älteste rumänisch-orthodoxe Kirche nördlich der Donau“. Sie sollen mit Glas überdeckt und mit historisch korrekter Erklärung zum touristischen Anziehungspunkt des Stadt-zentrums werden. Fotos: Dr. Franz Metz

testen Denkmal christlich-orthodoxen rumänischen Glaubens nördlich der Donau“ hochstilisiert wurde, lag der Bischof so richtig im Trend.

In Wirklichkeit handelt es sich bei den Überresten im Zentrum von Karansebesch um die Kirche des Franziskanerklosters, das noch im 17.

Jahrhundert auf Kupferstichen der Festung Karansebesch als außerhalb der Festungsmauern liegend dargestellt wird (das aus artillerietechnischen Gründen geschleift werden musste) und das in den Annalen der Franziskaner der Bosnischen Provinz ab dem Spätmittelalter wiederholt erwähnt wird. Der damalige römisch-katholische Pfarrer von Karansebesch, Dechant Reinhold Lovasz, lieferte sich langanhaltende Wort- und Schriftgefechte (einschließlich in den damaligen kommunistischen Medien) mit den orthodoxen Bischöfen von Karansebesch – allen voran Dr. Laurentiu Streza („Wenn unsere Glocken erklingen, darf man die der Päpstlichen gar nicht hören!“) – heute in Hermannstadt als Metropolit Siebenbürgens – bis er ans Bischofsamt in Temeswar abgezogen wurde. Die Unterstützung, der sich Lovasz durch prominente Mediävisten Rumäniens erfreute (u. a. Dr. Radu Popa und Dr. Dumitru Teicu) nutzte nichts. Die Kathedrale wurde mit massiver und nahezu ausschließlicher Finanzierung durch den rumänischen Staat – dem Kreisrat Karasch-Severin und dem seinerzeitigen Ministerium für Kultur, Kulte und Nationales Kulturgut – fertiggebaut und schließlich vor knapp drei Jahren eingeweiht.

Der so entstandenen Realität trug Ion Marcel Vela als Bürgermeister Rechnung – er war in die Trickereien rund um die Baugenehmigung für die Kathedrale nicht oder, als seinerzeitiger Rats Herr von Karansebesch, nur bedingt eingemischt – und initiierte die jetzige Geste des Versöhnungsbogens zwischen Bürgern und Religionen. In einem Vorwahljahr keine schlechte Geste.

Bleibt die Hoffnung, dass sie von Kirchen und Gläubigen nachvollzogen wird.

Runder Tisch mit Freunden und Nachbarn

In Detta fand am 10. November 2011 eine Begegnung zwischen verschiedenen Vertretern mehrerer Konfessionen aus dem rumänischen Banat und aus dem serbischen Banat statt. Konkret war es ein freundschaftliches Treffen zwischen verschiedenen ethnischen und konfessionellen Teilen der Bevölkerung der Städte Detta im rumänischen und Werschetz im serbischen Banat. Titel der Veranstaltung: Kirchliche und multiethnische Strukturen im Banat. Die Temeswarer Diözese war durch ihren Generalvikar Johann Dirsch und dem Archivar des Diözesanzentrums, Claudiu Calin, vertreten. Außerdem nahmen an diesem Treffen noch teil Attila Lokodi, Pfarrer von Detta, Eros Mihaly, Pfarrer von Werschetz, Alexandru Muresan, Generalkonsul Rumäniens in Werschetz, Nicolae Moise, Vertreter



Attila Lokodi, Pfarrer von Detta, Generalvikar Johann Dirsch und Archivar des Diözesanzentrums, Claudiu Calin

der rumänischen Minderheit in der Wojwodina wie auch zahlreiche Würdenträger beider benachbarter Städte. Es handelte sich um ein Treffen im Rahmen der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zwischen beiden benachbarten Staaten Rumänien und Serbien. Bekanntlich wurde zwischen diesen beiden Städten des histo-

rischen Banats nach dem ersten Weltkrieg eine Grenze gezogen, durch die dieser einmalige europäische Kulturraum zerstückelt wurde. Die katastrophalen Folgen für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung des Banats können noch heute, zum Beginn des 21. Jahrhunderts, beobachtet werden.

Nachrichten aus der Heimatdiözese

aus der Vita Catholica Banatus

Am 1. Oktober 2011 feierte Seine Exzellenz Martin Roos, Bischof von Temeswar, eine Hl. Messe in der Basilika zu Maria-Radna. Anlass dazu bot die Wallfahrt der Priester und Ordensleute unserer Diözese nach Maria-Radna.

Am Sonntag, den 2. Oktober 2011, wurde das Sakrament der Firmung in der römisch-katholischen Gemeinde Dorobanti, an 30 ungarischsprachigen Jugendlichen erteilt. Die von Pf. András Zilahi verwaltete Gemeinde wurde zu diesem Anlass von Mons. Johann Dirschl Generalvikar unserer Diözese besucht.

Die römisch-katholische Gemeindefrauen Neusentesch (Dumbravita) feiern am 2. Oktober ihr Kirchweihfest. 1979 wurde die Kirche des Ortes am Fest der Rosenkranzkönigin geweiht. Pf. János Kapor aus der Temeswarer Fabrikstadt feiert zu diesem festlichen Anlass die Hl. Messe. Weitere Kulturprogramme sind für diesen Tag vorgesehen.

Mittwoch, den 5. Oktober 2011, nehmen auch die kleinen Vorschüler aus dem „Notre Dame“ Kindergarten in Temeswar an einer feierlichen Hl. Messe zum Schuljahresbeginn in der Josefstädter Pfarrkirche teil. In den drei Vorschulgruppen werden insgesamt 90 Kinder betreut.

Samstag, den 8. Oktober fand in Maria Radna

die Wallfahrt der Priester und Gläubigen des Erzdechanats Marosch statt. Damit wurde die Reihe der Wallfahrten in unserer Diözese im Jahr 2011 beendet.

Im Rahmen der deutschen Kulturdekade feierte die römisch-katholische Gemeinde in Franzdorf/Văliug am Sonntag, den 9. Oktober, 150 Jahre seit dem Bestehen der dem Heiligen Franz von Assisi geweihten Kirche. Die Festmesse zu diesem Anlass begann um 11.00 Uhr.

Sonntag, den 9. Oktober 2011 feierte die „Millennium“ Kirche in der Temeswarer Fabrikstadt Kirchweihfest und 110 Jahre seit ihrem Weihtag am 13. Oktober 1901, zum Fest „Maria Königin“. Hauptzelebrant der Festmesse zu diesem Anlass war Seine Exzellenz Dr. György Jakubinyi, Erzbischof von Alba Iulia (Weissenburg). Um 17 Uhr fand ein Jubiläums-Organkonzert statt mit Werken von Franz Liszt. Solisten waren: Dr. Franz Metz (Orgel), Gabriel Popa (Violine), Wilfried Michl (Bariton).

Samstag den 15. Oktober und Sonntag den 16. Oktober fanden in Temeswar die „Tage der Bulgarischen Gemeinde“ statt. Laut dem Programm fand am Samstag, den 15. Oktober 2011, um 18.00 Uhr in der Temeswarer Mehala Kirche eine Hl. Messe statt, gefolgt von einem Kulturprogramm im Katecheseraum der Pfarrei. Am Sonntag, den 16. Oktober nahmen die Mitglieder der bulgarischen Gemeinde an einer Festmesse in der Notre-Dame Kirche in der Temeswarer Josefstadt teil. Am Nachmittag des gleichen Tages fand in der Pfarrei Temeswar Mehala ein weiteres Kulturprogramm statt.

Am Sonntag, den 23. Oktober feiert die römisch-katholische Kirche in Perkos/Percoșova, eine Filiale der Pfarrei Gataja/Gătaia, ihr 100-jähriges Jubiläum. Die Kirche ist dem Hl. Wendelin gewidmet. Die Festmesse zu diesem Anlass wurde von Msgr. Johann Dirschl, Generalvikar unserer Diözese gefeiert. Die Gemeinde wird verwaltet von Pfarrer Máthé Lóránd, Pfarrer in Gataja/Gătaia.



**Zu Besuch beim Generalvikar Johann Dirschl:
Dr. Franz Metz, Herbert Christoph, Wilfried Michl**

Feierliche Maiandacht am 22. Mai 2011 in Reutlingen und Vorstellung des „Katholischen Gesangbuches der Donauschwaben“

von Hilde Lutz, Reutlingen

Es war wieder ein bewegender, stimmungsvoller Sonntagabend (22. Mai 2011) in Reutlingen: Zum zweiten Mal hatten die HOG Sackelhausen und das Gerhardsforum Banater Schwaben zur Maiandacht eingeladen. Gastgeber war die Kirche Heilig Geist und Pfarrer Dangel. Und die Menschen kamen in Scharen aus Reutlingen und Umgebung, selbst aus Göppingen und Sindelfingen waren Landsleute angereist. Die Marienverehrung, wie sie Pfarrer Robert Dürbach schon letztes Jahr zelebriert hatte, hat sich herumgesprochen, und erwartungsvoll füllte sich die Kirche.

Aber es gab auch einen anderen, einen besonderen Anlass: Dr. Franz Metz, Vorsitzender des Gerhardsforums der Banater Schwaben, hatte das neue „Katholische Gesangbuch der Donauschwaben“ mitgebracht, welches er im Auftrag des Gerhardsforums herausgebracht hat, und stellte dieses kurz vor. Er unterstrich die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines solchen Buches bei Gottesdiensten, Wallfahrten und nicht zuletzt bei Maiandachten. Die Melodie und die erste Strophe der Lieder sind vielen noch bekannt. Es ist der

große Verdienst dieser Sammlung, dass auch die anderen, weniger bekannten Strophen in einem angenehmen Schriftbild da sind und zum Mitsingen einladen. Man hätte noch viel länger Dr. Metz zuhören können. Zuletzt lud er alle ein, mit frohem Herzen mitzusingen. Er begleitete den Chor an der Orgel, und das Liederbuch konnte aufgeschlagen werden.

Die von Pfarrer Dürbach zelebrierte Maiandacht weckte, wie auch im letzten Jahr, Erinnerungen an die Maiandacht in der alten Heimat. Unvergessen bleiben die Maiandachten mit den Kommunionkindern, von denen noch die eine oder andere Kassette zeugt. Ein Blick in den Kirchenraum ließ erkennen, dass größtenteils ältere Menschen da waren. Wo blieb die jüngere Generation? Lebt die Maiandacht von der Erinnerung an die Zeit in der alten Heimat? Wie kann die Jugend den Weg in die Kirche finden? Alles Fragen, die uns beschäftigen. Mit der Lichterprozession und den Fürbitten hatte die Maiandacht den feierlichen Höhepunkt. Pfarrer Robert Dürbach und Dr. Franz Metz nahmen sich nach der Maiandacht viel Zeit für Gespräche.

Wallfahrt zum »Heiligen Haus von Loretto« Wallfahrtskirche von Ludwigshafen-Oggersheim

Wer den Duft von Weihrauch mag, Holzbänke im braunen Anstrich, flackernden Kerzenschein, kniende und sitzende Beteter vor dem Gnadenbild erleben will, der ist in der Wallfahrtskirche von Ludwigshafen-Oggersheim immer richtig. Ihn umfängt sogleich ein Gefühl der Heimat, des Angekommenseins, wenn er vor dem Gnadenaltar kniet oder wenn er das „Heilige Haus von Loretto“ betritt, eine Nachbildung des heiligen Hauses in Nazareth. Wer auch noch einen Gottesdienst oder eine Andacht mit anderen Marienverehrern mitfeiern möchte, kann das hier gerne tun. Ein besonderer Höhepunkt für die Ausiedler, Vertriebenen und Flüchtlinge aus der Rhein-Nekkar-Region war auch dies-

mal die Feier des Hochamtes, am 22. Mai 2011, zelebriert vom Visitator der Donauschwaben, Msgr. Andreas Straub. Vom Frankenthaler Sing-



Festmesse mit Visitator Monsignore Andreas Straub

kreis und dem Mannheimer Blasorchester wurde dieser Gottesdienst musikalisch gestaltet und umrahmt. Katharina Eicher-Müller, die Leiterin dieses Chores, hat den musikalischen Teil des Gottesdienstes, das Marienliedersingen und die Lieder der Maiandacht schon lange vorbereitet und fachmännisch geleitet. Albert Schankula an der Orgel sowie Herr Goschy und das Blasorchester haben ebenfalls Stimmung in den musikalischen Teil der Gottesdienste und darüber hinaus gezaubert. Begrüßen durften wir in diesem Wallfahrtsgottesdienst auch Walter Keller, Mitglied im Bundesvorstand der Landsmannschaft mit Familie, Vertretungen der HOG und Landsmannschaften sowie die Vertreter der verschiedenen Gruppierungen.

Nach dem Gottesdienst gab es Gelegenheit, an einem gemeinsamen Mittagessen mit anschließender Aussprache bei Kaffee und Kuchen teilzunehmen. Dass die Versorgung und die Organisation gut funktionierte, dafür sorgten die Organisatoren und eine große Zahl von engagierten Helfern. Ihnen dürfen wir ein herzliches Dankeschön sagen, neben den Kuchenspendern, de-

nen, die die Gottesdienste musikalisch begleiteten, den Organisatoren der Gottesdienste, den Unterstützern und Helfern, ebenso den Mitarbeitern der Pfarrei Maria Himmelfahrt und den Patres des Minoritenklosters sowie denen, die die Wallfahrt in einer anderen Weise unterstützten. Sie alle haben mitgeholfen, diese Wallfahrt zu einem unvergesslichen Erlebnis werden zu lassen. Am Nachmittag wurde die Wallfahrt mit dem Marienliedersingen und einer Andacht abgeschlossen.

Die Organisatoren sagen auch diesmal: „*Nach der Wallfahrt ist immer auch vor der Wallfahrt.*“ Daher muss mit dem Planen und Vorbereiten rechtzeitig begonnen werden. Um viele Landsleute zu beteiligen, sprechen wir schon jetzt die Vertreter und Vorstände an, sich zu überlegen, wer im nächsten Jahr mitmachen wird. Nicht nur für die einzelnen Aufgaben, sondern auch für die Organisation werden schon jetzt Mitstreiter aus den einzelnen Heimatortsgemeinschaften gesucht. Wer mitarbeiten möchte, der wende sich an Pfarrer Paul Kollar (Tel. 06135 / 2877) oder an Familie Sutschek (Tel. 0621 / 554964). (P. K.)

Sechzig-Jahr-Feier

der Landsmannschaft der Donauschwaben – Landesverband Bayern e.V.

von Hermann Schuster, Landesvorsitzender

Die Landsmannschaft der Donauschwaben - Landesverband Bayern e. V. beging am Samstag, den 15. Oktober 2011 ihr 60-jähriges Bestehen. Die Feier begann mit einem Festgottesdienst in der bis auf den letzten Platz besetzten Pfarrkirche St. Konrad in Haar b. München, zelebriert von Bischof (em.) Michael Mayer aus Fünfkirchen/Ungarn, in Konzelebration mit Msgr. Andreas Straub, Visitator der Donauschwaben und GR Peter Zillich, bischöflicher Beauftragter für die Vertriebenenseelsorge der Diözese Regensburg. Die vortreffliche musikalische Gestaltung erfolgte durch den Kirchenchor & Banater Chor St. Pius / München unter der Leitung von Dr. Franz Metz. Es wurde die Missa brevis des

Lugoscher Komponisten Konrad Paul Wusching (1827-1900) gesungen, ein bedeutender Komponist, der in Großmanyok/Nagymányok in Südungarn zur Welt gekommen ist.



Festmesse mit Bischof (em) Michael Mayer aus Fünfkirchen

Zum anschließenden Festakt im Bürgersaal der Gemeinde Haar konnte der Landesvorsitzende der Landsmannschaft der Donauschwaben, Hermann Schuster, nicht nur über 300 Landsleute aus ganz Bayern und Österreich begrüßen, sondern auch eine Reihe prominenter Festgäste, so den Bezirkstagspräsidenten Josef Mederer, den Bundesvorsitzenden der Landsmannschaft der Donauschwaben, Hans Supritz, den Landesvorsitzenden des Bundes der Vertriebenen, Landrat Christian Knauer, den Bundestagsabgeordneten, Florian Hahn und die 2. Bürgermeisterin der Gemeinde Haar, Gabriele Müller. Zum Ausklang der Feier waren die Festbesucher in das Haus der Donauschwaben eingeladen, wo sie nicht nur die neu gestalteten Räume bewundern konnten, sondern auch mit Kaffee und selbstgebackenen Kuchen verwöhnt wurden. Zur Freude der Vorstandschaft und der vielen ehrenamtlichen Helfer und Helferinnen nahmen über 200 Landsleute diese Einladung an



Die »Gute Stube« im Haus der Donauschwaben in Haar

und waren über die gute Bewirtung und den exzellenten Ablauf der 60 Jahrfeier der Landsmannschaft voll des Lobes.

Den Verstorbenen gedenken

Totengedenken der Banater Schwaben in Sankt Pius, München

von Gerhard Kappler

Allerseelen ist im Banat, wie in allen katholischen Regionen, ein Hochfest im religiösen Jahreslauf. An jedem 2. November gedenken wir unserer verstorbenen Angehörigen, suchen deren Ruhestätten auf und schmücken sie liebevoll. Durch Gebete und Kerzenopfer sowie der erneuten Gräbersegnung bitten wir um die Erlösung der Armen Seelen von den Leiden des Fegefeuers und um deren Aufnahme in das Himmelreich.

Dieses kollektive Totengedenken an einem festen Jahrestag ist tief verwurzelt in der Kultur der Donauschwaben und gehört zu einem wichtigen Bestandteil unseres kulturellen Erbes. So ist es vielen ein inniges Bedürfnis auch hier, in der neuen Heimat, diesem Brauch zu folgen. Unter



Über achtzig Landsleute besuchten 2011 den Gedenkgottesdienst in der Sankt Pius-Kirche in München

oft widrigen Umständen werden selbst weite Wege in Kauf genommen, um an den Gräbern der Angehörigen zu beten und Kerzen zu entzünden. Es ist nicht wie einst in der Heimat, wo alle Gene-

rationen auf einem Friedhof liegen. Die weiten Wege von heute nehmen für diese Zuwendungen viel Zeit in Anspruch. So ist es nun üblich bereits an Allerheiligen, dem gesetzlichen Feiertag am 1. November, diesen Gedenktag zu begehen.

Doch gibt es so manch ein Grab in der Ferne, das nicht aufgesucht werden kann. In München werden diese Umstände schon seit Jahren beachtet. Darum wurde am Allerheiligen Abend in der Münchener St. Pius Kirche ein Gedenkgottesdienst mit unserem Heimatpfarrer Johann Palfy zelebriert.

Eingeladen haben das Gerhardsforum und die Landsmannschaft der Banater Schwaben, Kreisverband München. Gestaltet wurde der feierliche Gottesdienst vom Kirchenchor der Bana-

ter Schwaben, unter der Leitung von Dr. Franz Metz. Ein Bläserensemble der Banater Dorfmusikanten München, Leitung Helmut Baumgärtner, sorgte für die musikalische Begleitung. Die Lesung wurde von Bernhard Fackelmann vorgetragen, dem neuen Vorsitzenden des Kreisverbandes München.

Mitglieder der Banater Jugendgruppe lasen, zur Erinnerung an die Friedhöfe der Banater Heimat, alle Ortsnamen in alphabetischer Reihenfolge vor. Derweil wurden von Mitgliedern des Kreisvorstandes Kerzen auf dem Altar entzündet. Die Aufzählung der Ortsnamen wurde von Textpassagen unterbrochen, welche an die vielen Leidsstätten unserer Landsleute erinnern sollen. Sie sind weit entfernt, doch unvergessen.

Gräber

von Klaus Gunther

*Die Kreuze sind ins Erdreich eingesenkt,
und manch ein Zeichen ist nicht mehr zu lesen.
Wie viele haben niemand, der gedenkt,
dass diese Asche hier einst Mensch gewesen.*

*Wie viele Toten ruhn, hinausgestreut,
auf Feldern, überdeckt von Sand und Steinen.
Wie viele wandeln sich ins graue Kleid
der Namenlosigkeit des Allgemeinen!*

*Der Efeu, der die grünen Arme streckt,
belächelt manchen Stein mit seinem Hoffen,
und manche Blume hat den Platz verdeckt
wo einst der Schmerz ein zartes Herz getroffen.*



Letzte Reste eines Friedhofs im Bărăgan

Neue Broschüre „Katholische Kirche in Deutschland - Zahlen und Fakten 2010/11“ erschienen

Die 44-seitige, farbige Arbeitshilfe stellt die Eckdaten des katholischen Lebens in den Bistümern von der Taufe bis zu den Bestattungen, von Gottesdienstbesuchern bis zur Telefonseelsorge vor. Sie zeigt, wie viele Priester und Ordensleute es gibt und wie viele Menschen sich in pastoralen Diensten und ehrenamtlich engagieren. Darüber hinaus ermöglicht die Arbeitshilfe unter anderem einen Blick auf die Auslandsgemeinden, den Einsatz der Hilfswerke, die Caritas und die Bildungseinrichtungen wie Kindergärten, Schulen und Hochschulen.

24,6 Millionen Katholiken, 436.228 Messdiener, 908 Schulen, 120 Verbände, 378 Theologieprofessoren, 43 Museen, 9.400 Tageseinrichtungen sowie 70 Bischöfe: Die neu konzipierte Broschüre „Katholische Kirche in Deutschland -

Zahlen und Fakten 2010/11“ der Deutschen Bischofskonferenz versteht sich als Ein- und Überblick zur katholischen Kirche in Deutschland. Zahlen, Graphiken, Tabellen und Schaubilder sowie Statements von Mitarbeitern aus unterschiedlichen Bereichen sollen anschaulich machen, was katholische Kirche ausmacht. „Hinter den Zahlen und Schaubildern stehen Menschen, Gemeinden, Verbände, die aus ihrem Glauben heraus unsere Gesellschaft gestalten“, schreibt der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, in seinem Vorwort.

Die umweltfreundlich produzierte Broschüre trägt ein FSC-Siegel. Sie ist als Download unter www.dbk.de in der Rubrik Veröffentlichungen abrufbar.

Dr. Rainer Maria Woelki als Berliner Erzbischof eingeführt

Der bisherige Weihbischof in Köln, Rainer Maria Woelki, ist heute in sein neues Amt als Erzbischof von Berlin eingeführt worden. An dem feierlichen Gottesdienst in der St. Hedwigs-Kathedrale zu Berlin nahmen zahlreiche Mitglieder der Deutschen Bischofskonferenz teil. Woelki ist Nachfolger des im Juni verstorbenen Kardinals Georg Sterzinsky.

Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, würdigte Woelki als erfahrenen Seelsorger und Bischof. *„Sein Ideenreichtum und seine herzliche Art, auf Menschen zuzugehen, zeichnen ihn aus. Der Mensch liegt ihm am Herzen, und damit die Pastoral in den Gemeinden“,* so Zollitsch. Wer zum Erzbischof des Hauptstadtbistums berufen werde, könne gar nicht anders, als mitten in der Welt zu stehen. Woelki werde Zeugnis von seinem Glauben und dem Glauben der Kirche geben.

Der Wahlspruch des neuen Erzbischofs, »Wir sind Zeugen«, sei Programm, so Erzbischof Zollitsch. Auf ihn könnten die Gläubigen zählen, mit ihm könnten sie rechnen. *„Die Christus- und Glaubensgemeinschaft steht mitten in der Welt; sie wirkt mitten in der Gesellschaft als*



Sauerteig, als Salz der Erde, als Licht der Welt. Christsein heißt Zeuge sein.“ Wer Christus nachfolge, gehe den Weg in die Zukunft *„mit jenem Optimismus, der immer wieder zum nächsten Schritt ermutigt, aber mit jenem Realismus, der auf dieser Erde keine utopischen Paradiise erwartet“,* so Zollitsch.

Wallfahrt nach Altötting

Kirchenchor und Banater Chor Sankt Pius, München



Pfarrer Harald Wechselberger bei der Wallfahrt der Gläubigen von Sankt Pius und Maria Ramersdorf in Altötting

Samstag, 24. September 2011 unternahm der Münchner Pfarrverband St. Pius-Maria Ramersdorf eine Wallfahrt nach Altötting. Da an diesem Tag auch der Tag des hl. Gerhard ist, dem ersten Bischof des Banats und Namensgeber unsere Gerhardsforums Banater Schwaben, hat sich auch unser Verein angeschlossen. Der Kirchenchor & Banater Chor St. Pius, München, sang einige Chorstücke und sorgte für die festliche musikalische Umrahmung des Gottesdienstes. Das herrliche spätsommerliche Wetter trug ebenfalls dazu bei, dass diese Wallfahrt, geleitet von Pfarrer Harald Wechselberger, ein besonderer Tag wurde.

Bischof Zollitsch am Grab seines Bruders Gedenkkreuz in Hodschag eingeweiht

Quelle: Katholische Presseagentur, Wien

In Anwesenheit des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof Robert Zollitsch, ist am 17. Juni, im serbischen Odzaci (Hodschag) ein Gedenkkreuz für 212 im Jahr 1944 von jugoslawischen Partisanen ermordete Donauschwaben eingeweiht worden. Die Gedenkandacht wurde vom Direktor des Niederösterreichischen Pressehauses in St. Pölten, Domkapitular Prälat Josef Eichinger, geleitet. Neben mehreren katholischen Bischöfen des Landes und dem Apostolischen Nuntius in Belgrad, Erzbischof Orlando Antonini, nahmen auch serbisch-orthodoxe Geistliche teil, darunter Bischof Irinej von Backa / Novi Sad und Österreich. Zu den Toten von 1944 zählt Zollitschs damals 16-jähriger Bruder Josef. Über Jahrzehnte lagen die drei Massengräber nicht erkennbar im freien Feld. Mit allen überlebenden Angehörigen habe er „ein Menschenleben lang“ auf diesen Tag gewartet, sagte der Freiburger Erzbischof: „In unseren Ohren hallen immer noch die Schüsse von jenem 25. November 1944.“

Auch nach über 66 Jahren seien die Wunden in den Herzen immer noch offen und nicht verheilt, bekannte der Erzbischof. Zugleich betonte er, das nun aufgerichtete Kreuz, Zeichen für Trauer und Erinnerung, stehe für Christen auch für die Überwindung des Todes und die Hoffnung auf Auferstehung. Prälat Eichinger erinnerte daran, dass die 212 Ermordeten am 25. November 1944 den „Karfreitag ihres Lebens durchmachen mussten“. Nach 67 Jahren hätten es die Nachkommen der Toten geschafft, „den unschuldig zu Tode Gekommenen Gerechtigkeit zuteil werden zu lassen, ihre Grabstätte, ihren Todesacker sichtbar zu kennzeichnen und als ehrfurchtgebietenden, heiligen Boden zu deklarieren“, so Eichinger, der selbst aus der Donauschwabenregion in der Vojvodina stammt.

An der Feier nahmen bei hochsommerlichen Temperaturen weit mehr als 500 Menschen teil, darunter zahlreiche Zeitzeugen und Nachkommen der Ermordeten. Zumeist waren sie aus Deutschland und Österreich, den USA und Kanada angereist. Auch die Spitze der Kommune und der Parlamentspräsident der Serbischen Autonomen Provinz Vojvodina, Sandor Egeresi, nahmen teil. Egeresi erinnerte an die zahllosen Toten des Zweiten Weltkriegs und bat unter Verweis auf die „unschuldigen Opfer“ um Verzeihung. Das Gedenkkreuz solle „eine Stätte der Versöhnung“ sein. Die Opfer des Massakers, Männer zwischen 16 und 60 Jahren, stammten aus dem nahegele-

genen Dorf Filipovo, dem heutigen Backi Gracac. In der damals katholischen deutschen Gemeinde in der weiten Donaubene haben seit dem 18. Jahrhundert von den Habsburgern angesiedelte Donauschwaben gelebt, darunter auch Zollitschs Familie. In der Endphase des Zweiten Weltkriegs kam es zu Massakern; die deutschen Bewohner der Region wurden in Lager interniert und zu Zwangsarbeit verpflichtet, manchen gelang die Flucht nach Österreich und Deutschland. Auch Zollitsch lebte mit Angehörigen in einem sogenannten Todeslager, in dem Tausende Deutsche starben, bevor der Familie 1946 die Flucht über Ungarn nach Baden-Württemberg gelang.

Am Nachmittag des 17. Juni standen ein Besuch Zollitschs in seinem Geburtshaus im ehemaligen Filipovo und eine Messe in der katholischen Kirche von Odzaci auf dem Programm. Zollitsch hielt sich zu einem fünftägigen Privatbesuch in Serbien auf. Am Mittwoch traf er in der Hauptstadt den serbisch-orthodoxen Patriarchen Irinej I. Mehrfach plädierte er in diesen Tagen für eine baldige Aufnahme Serbiens in die EU



Im serbischen Backi Gracac erinnert ein Kreuz an 1944 ermordete Donauschwaben. Bei der Einweihung ruft der Freiburger Erzbischof Robert Zollitsch, dessen Bruder damals getötet wurde, zum Dialog auf

Samstag, 10. Dezember 2011, Bayreuth

Jubiläum: Msgr. Andreas Straub, 50 Jahre Priesterweihe

Verabschiedung als Visitator in der St.-Hedwig-Kirche; Einführung des neuen Visitator, Pfr. Topits.

Sonntag, 22. April 2012, Uhingen

2. Treffen der Banater Kirchenchöre in Uhingen

Festgottesdienst mit Pfarrer Robert Dürbach

Freitag, 27. April 2012, Trier/Saarbrücken/Koblenz

Wallfahrt im Saarland zum Heiligen Rock

Der im Trierer Dom aufbewahrte Heilige Rock, die Tunika Christi, wird erstmals seit 1996 wieder zu sehen sein wird. Zur Trierer Wallfahrt von 1844 kamen in 7 Wochen über eine Million Pilger.

Sonntag, 6. Mai 2012, Oggersheim

3. Wallfahrt in Oggersheim

mit Pfarrer Paul Kollar

Sonntag, 6. Mai 2012, Reutlingen

Maiandacht in Reutlingen

mit Pfarrer Robert Dürbach

12.–14. Mai 2012, Temeswar und Maria Radna

Gegenbesuch in Maria Radna einer Delegation des Pfarrverbandes aus München

mit Pfarrer Harald Wechselberger.

Vorstandsmitglieder des Gerhardsforums werden die Delegation begleiten

Sonntag, 20. Mai 2012, München

Maiandacht des Gerhardsforums Banater Schwaben

Wallfahrtskirche Maria Ramersdorf, München

18.30 Uhr Marienliedersingen; 19 Uhr Maiandacht

Pfingstweekenende 2012, Ulm (geplant)

Konzert mit meditativen Texten in der Wengenkirche in Ulm

Zum Heimattag der Banater Schwaben an Pfingsten

Die Kirche St. Michael zu den Wengen, auch Wengenkirche genannt, ist eine römisch-katholische Stadtpfarrkirche, die aus dem historischen Wengenkloster hervorging. In dieser Kirche sind viele Ehen von Kolonisten geschlossen worden, die sich auf dem Weg ins Banat befanden.

Donnerstag, 2. August 2012, Maria Radna

Deutsche Wallfahrt nach Maria Radna

16:00 Uhr Andacht, 17:00 Uhr Beichte, 17:30 Uhr Rosenkranz, 18:00 Hl. Messe

Sonntag, 26. August 2012, München

Wallfahrt der Donauschwaben in Maria Ramersdorf

16:00 Uhr Andacht, 17:30 Uhr Rosenkranz, 18:00 Hl. Messe

Samstag, 22. September 2012, Reutlingen

56. Kirchweihfest der HOG Sackelhausen

mit Pfarrer Robert Dürbach

Sonntag, 14. Oktober 2012, Gersthofen

15. Bundestreffen der Banater Chöre

Auch in diesem Jahr wird ein Dutzend Chöre und Singgruppen erwartet

Donnerstag, 1. November 2012, 17:00 Uhr, München, St. Pius

Totengedenken der Banater Schwaben

in Zusammenarbeit mit Kreisverband München der Landsmannschaft der Banater Schwaben

Vorwort

Grußwort des Vorsitzenden des Gerhardsforums Banater Schwaben, <i>Dr. Franz Metz</i>	3
Grußwort des Geistlichen Beirats des Gerhardsforums, <i>Pfarrer Paul Kollar</i>	3
Weihnachtsgruß unseres Vertriebenenbischofs <i>Dr. Reinhard Hauke</i>	4

60 Jahre seit der Bărăgandeportation

Sechzig Jahre Bărăganverschleppung	5
Gedenkansprache am Vertriebenenendenkmal	7
Gedenkgottesdienst in der Kirche St. Bernhard	12
Im Staub der Geschichte, <i>von Horst Samson</i>	14

Maria Radna

Wallfahrt der Banater Schwaben nach Maria Radna	23
Ein bisschen Radna in München	26
Grußwort unseres Heimatbischofs Martin Roos	28

Schwester Hildegardis Wulff

»Sie verstand es, weite Kreise zu ziehen«, <i>von Clara-Liselotte Basica</i>	29
Dornenweg, <i>von Ricarda Benedicta Terschak OCDS</i>	32
Aufarbeitung unserer Banater Kirchengeschichte, <i>von Dr. Franz Metz</i>	37
Glaube und Volkstum, <i>von Hildegardis Wulff</i>	37

Personalia

Seelsorgerische Betreuung der Deutschen aus Südosteuropa	45
Über ein Leben für Gott in bewegten Zeiten, <i>Interview mit Msgr. Andreas Straub</i>	46
Buchenlanddeutsche trauern um Dr. Otto von Habsburg, <i>von Luzian Geier</i>	54

Kultur

Was zählt, ist die Freude an der Musik, <i>von Walter Wolf</i>	55
Der gesungene Glaube: das Kirchenlied, <i>von Dagmar Varady</i>	56
Gedanken zur Thematik Orgel und Gesang, <i>von GR Egmont Franz Topits</i>	57
Ein vergessenes Pestkreuz in Neuarad	60
Der singende Arzt, <i>von Dr. Franz Metz</i>	60

Aus dem Banat

Der Heilige Geist hat den Domplatz verlassen, <i>von Peter Krier</i>	61
Renovabis engagiert sich weiter in Rumänien	62
Faszination Innerstädtische Pfarrkirche in Temeswar, <i>von Ernst Meinhardt</i>	63
20 Jahre Deutsches Altenheim in Bakowa	64
225 Jahre Bakowa, <i>von Horst Wichland</i>	65
Über die Kirche in Maria-Fels/Maria-Tschiklowa, <i>aus der Vita Catholica Banatus</i>	67
Ein Denkmal spät versuchter Versöhnung	68
Runder Tisch mit Freunden und Nachbarn	69
Nachrichten aus der Heimatdiözese, <i>aus der Vita Catholica Banatus</i>	70

Glaube

Feierliche Maiandacht am 22. Mai 2011 in Reutlingen, <i>von Hilde Lutz</i>	71
Wallfahrt zum »Heiligen Haus von Loretto«	71
Sechzig-Jahr-Feier, <i>von Hermann Schuster</i>	72
Den Verstorbenen gedenken, <i>von Gerhard Kappler</i>	73
Broschüre „Katholische Kirche in Deutschland - Zahlen und Fakten 2010/11“	74
Dr. Rainer Maria Woelki als Berliner Erzbischof eingeführt	75
Wallfahrt nach Altötting	75
Bischof Zollitsch am Grab seines Bruders, <i>Katholische Presseagentur, Wien</i>	76

Mitarbeiter dieses Heftes: Katharina Ortinau, Peter Krier, Horst Samson, Luzian Geier, Pfr. Egmont Franz Topits, Pfr. Paul Kollar, Ernst Meinhardt, Erwin Josef Tigla, Dr. Walther Konschitzky, Drd. Claudiu Calin, Clara-Liselotte Basica, Gerhard Kappler, Dagmar Varady, u.v.a.



Kirchweihpaare mit Kirchweihstrauss vor dem Kirchenportal in Neusanktanna (1978): Pfr. Markovitz, Pfr. Peter Pazmany, Pfr. Andreas Straub.



Doppelprimiz in Neusanktanna 1975: (v.l.n.r.) Frater Silvester SDS, Pfr. Josef Barthu, Pfr. Franz Huhn, Pfr. Zoltan Buding, Pfr. Franz Straub, Pfr. Wille, Pfr. Markowitz.



Altötting, 50. Gelöbniswallfahrt mit Erzbischof Dr. Robert Zollitsch zwischen Pfr. Franz Straub und Pfr. Andreas Straub.



Über 100 Kirchweihpaare in Sanktanna - das waren noch Zeiten... Das Interview mit Msgr. Andreas Straub auf Seite 46



Monsignore Andreas Straub 2007 in Rom bei der Audienz des Heiligen Vaters Benedikt XVI., mit Hermann Schuster und dem orthodoxen Weihbischof Corneliu aus Husi.



Msgr. Andreas Straub vor dem Protal der St. Anna-Basilika in Altötting, u.a. mit Erzbischof Hocevar aus Belgrad, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch aus Freiburg, Bischof Michael Mayer aus Fünfkirchen/Pécs



Wallfahrt der Aussiedler in Oggersheim mit Monsignore Andreas Straub und Pfarrer Paul Kollar. Bericht Seite 71



P. Lukas Jäger SDS, Pfr. Andreas Straub, P. Gottfried Borth, Pfr. Josef Hell, Pfr. Michael Henger.



Deutsche Wallfahrt nach Maria Radna am Portiunkula-Tag. (Bericht Seite 28)



Partnerschaft zwischen Maria Radna und Maria Ramersdorf. (Bericht Seite 30)

Impressum:

Gerhardsforum Banater Schwaben e.V., München
Piusstr. 11, D-81671 München, e-Mail: Gerhardsforum@aol.com
Bankverbindung: Liga-Bank, Konto 2128985, BLZ 75090300
 Redaktion: Dr. Franz Metz, Layout: Karin Bohnenschuh